

Programm des Graduiertenkollegs „Das Reale in der Kultur der Moderne“ (Förderphase 2)

1 Das Reale als epistemologisches und ästhetisches Problem

Die Planungen für das Graduiertenkolleg nahmen im Jahr 2008 konkrete Gestalt an, reichen aber noch weiter zurück. Sie reagierten mit einem gewissen selbstironischen Twist auf ein theoretisches Dilemma in den Kulturwissenschaften, das seit Längerem unübersehbar geworden war. Viel hatte man über das Imaginäre und das Symbolische nachgedacht und geschrieben, aber das Reale – als drittes Register in der einflussreichen Systematik von Jacques Lacan – bereitete eine eigentümliche Verlegenheit. Typographisch war dies am Gebrauch von Anführungszeichen zu erkennen, wenn ‚die Wirklichkeit‘ oder ihre Synonyme zur Sprache kamen; grammatikalisch an der Vorliebe für Pluralformen, die den Weltbezug auffächern und vervielfältigen; stilistisch an einer dominant skeptischen, antipathetischen Tonlage, wann immer es um ontologische Behauptungen ging (Essentialismus-Verdacht). Andererseits schien sich aber die kulturwissenschaftliche Programmatik ihrer selbst nicht ganz sicher zu sein, was sich an der Zunahme einschränkender Klauseln ablesen ließ, um den Bezug auf die Wirklichkeit nicht ganz in imaginären Konstruktionen und gesellschaftlichen Symbolisierungen verschwinden zu lassen.

Das Dilemma, das den Anstoß für das Graduiertenkolleg gab, ist paradoxerweise aus dem Erfolg der Kulturwissenschaften geboren. Als neue (inter)disziplinäre Formation seit den 1980er Jahren, stark geprägt durch poststrukturalistische Theorien, haben sie dem Konstruktivismus in seinen unterschiedlichen Spielarten zur Vormachtstellung verholfen. In der Folge des *linguistic turn* war die Aufmerksamkeit auf Effekte der Selbstreferenz von Texten und anderen Formen der kulturellen Symbolisierung gerichtet. Den in einer Kultur herrschenden diskursiven Ordnungen wurde die Macht eines Aprioris zuerkannt, das nicht nur die Wahrnehmungen, sondern die Objektwelt als solche strukturierte und damit in gewisser Weise erzeugte. So erschien am Ende jede Realitätsbehauptung als eine soziale beziehungsweise kulturelle Konstruktion.

Je mehr diese Betrachtungsweise die Humanwissenschaften zu dominieren begann, desto deutlicher wurde jedoch, dass sie einseitig war. Gerade in den letzten Jahren verstärken sich deshalb die Bemühungen darum, Kategorien wie Wahrheit und Wirklichkeit wieder zu verbindlicher Geltung zu bringen und vor ihrer kulturellen Relativierung zu schützen. Auch innerhalb des kulturalistischen Mainstreams wird der Konstruktivismus, so fruchtbar er auf vielen Gebieten auch ist – von der Erkenntnistheorie und Sprachphilosophie über die Ethnographie, die Politik- und Rechtswissenschaft bis hin zur Geschichte der (Natur-)Wissenschaften –, inzwischen auf fast schon rituelle Weise mit einem einschränkenden ‚Ja, aber‘ versehen. Zwar dürfe man, so lautet eine gängige Kompromissformel, nicht in einen naiven Abbildrealismus zurückfallen, doch sei die zeichenhafte Konstitution von Welt nicht willkürlich und müsse sich auf ein nachprüfbares Realitätssubstrat stützen, weil ansonsten kollektive Wahnideen und Tatsachenfeststellungen, Ideologie und Wissenschaft kategorial nicht mehr voneinander zu sondern wären.

Dieser die gegenwärtige Diskurslage betreffende Ausgangsbefund des Einrichtungsantrags ist nach wie vor gültig, ja in der Zwischenzeit angesichts einer vor allem auf dem Feld der Philosophie zunehmend polemisch geführten Debatte eher noch akuter geworden. Auch programmatisch kann das Kolleg in seiner zweiten Phase auf den grundsätzlichen Überlegungen des Einrichtungsantrags (im Internet einsehbar unter www.uni-konstanz.de/reales) aufbauen, die sich in allen wichtigen Aspekten als tragfähig erwiesen haben. Einige Kernpunkte der Agenda seien deshalb hier noch einmal resümiert:

- 1) Wenn sich gegen die Einseitigkeit konstruktivistischer Ansätze ein erneuerter erkenntnistheoretischer Realismus formiert, dann ergibt sich insofern ein grundsätzliches Problem, als die konträren Perspektiven des Konstruktivismus und des Realismus/Naturalismus nicht ohne Weiteres miteinander vermittelbar sind und folglich nicht zu einem Ganzen aufaddiert werden können. Zwischen ihnen besteht vielmehr eine Art von Unschärferelation: Es ist schwer möglich, Diskurse im gleichen Maß einerseits als Systeme von referentiellen, das heißt objektabhängigen, Aussagen über die Welt aufzufassen und andererseits auf ihre kulturelle Eigenmächtigkeit hin zu

beobachten. Die Einstellung des Blicks auf den konstruktiven, in die Welt intervenierenden Charakter von Zeichenprozessen und die Betonung ihrer Gebundenheit an eine vorauszusetzende Realität schließen sich ab einem bestimmten Grad logisch aus. „Wer Vorgänge in der Natur als Fakten ansieht, die vom Menschen nicht beeinflusst werden können“, hieß es entsprechend im Einrichtungsantrag, „wird den Verfahren ihrer kulturellen Symbolisierung nur ein Nebeninteresse einräumen. Wer dagegen die Evidenz von Naturgegebenheiten mit dem Argument anzweifelt, dass es sich dabei lediglich um einen Effekt innerhalb bestimmter Zeichenordnungen handle, wird die außersprachliche Referenz einer solchen Konstruktion in den Hintergrund treten lassen oder ganz suspendieren. Zwar ist die Rede von der *fabrication of facts* inzwischen gängige Münze in den Wissenschaftstheorien geworden; die Schwierigkeit liegt aber darin, dass die Berufung auf den einen Term – *fabrication* – die Bezugnahme auf den anderen Term – *facts* – undeutlich macht und umgekehrt.“

- 2) Auch weiterhin ist es das erklärte Anliegen des Graduiertenkollegs, das skizzierte Dilemma auf seine theoretischen, wissenschaftsgeschichtlichen und vor allem ästhetischen Äußerungsformen hin zu befragen, nicht aber mit einem eigenen philosophischen Ansatz seine Auflösung betreiben zu wollen. Letzteres schiene uns vor allem deshalb vermessen, weil das Problem der Entzogenheit des Realen keineswegs, wie bisweilen polemisch behauptet wird, nur eine Ausgeburt der Postmoderne mit ihren sich angeblich ins Beliebigste auflösenden Sprachspielen ist. Die Einsicht, dass die Welt dem Menschen allein kraft der *schöpferischen Aktivität des Erkenntnisvorgangs*, und das heißt zugleich: allein nach Maßgabe unhintergebar mentaler Präfigurationen gegeben ist, hat eine sehr viel längere und respektablere Vorgeschichte. Es gibt gute Gründe dafür, ihre eigentliche Geburtsstunde, jedenfalls was die europäischen Denktraditionen betrifft, in Kants kritischer Wende in den 1780er Jahren zu sehen; dessen Transzendentalismus wurde im ausgehenden 19. Jahrhundert durch Verweis auf die historischen, im 20. Jahrhundert auf die sprachlich-diskursiven Bedingungen der Möglichkeit von Wissen lediglich neu akzentuiert. Überhaupt ist die europäische Moderne von einem eigentümlichen Zwiespalt zwischen triumphalistischer Weltaneignung und der eher melancholischen Annahme geprägt, dass die solcherart angelegene Welt immer schon durch menschliches Tun vorgeformt, insofern entstellt und in ihrem originären Sein verfehlt wird. Die unzweifelhaften wissenschaftlich-technischen Erfolge der vergangenen zwei Jahrhunderte, die nicht zuletzt zur Hervorbringung einer gänzlich neuen *materiellen* Weltspäre führen, werden kontrapunktisch von Sprach-, Bewusstseins- und Repräsentationskrisen begleitet, ja treiben diese aus sich hervor. Auch in den geschichtsphilosophischen Selbsterzählungen der Moderne findet sich deren Fortschrittszuversicht durch eine variantenreiche Entfremdungslehre konterkariert, die in sentimentalischer Manier den Verlust eines unverstellten Bezugs zur Ursprünglichkeit des Daseins beklagt. Dieser Zwiespalt hat sich, bisher jedenfalls, als unüberwindlich erwiesen und scheint geradezu – in Abwandlung von Lyotard – die *condition moderne* auszumachen. Als solche ist sie ein kulturwissenschaftlicher Tatbestand und verdient eine nähere Analyse, statt, wie es zuweilen geschieht, als Scheinproblem von der Tagesordnung genommen zu werden.
- 3) Wie schon im Einrichtungsantrag dargelegt, ergibt sich aus dem skizzierten Befund ein paradoxes Verhältnis zwischen dem Realen und seiner zeichenhaften Repräsentation: „Das Reale‘ suggeriert, gerade in dieser Form der grammatikalischen Hypostase, etwas Eigenliches, Wesentliches und Grundlegendes, erscheint tatsächlich jedoch nur im Modus der Verweigerung und des Entzugs. ‚Das Reale‘ ist massive Präsenz, die nicht repräsentiert werden kann und in dem Maß entschwindet, indem man sie beschwört. Es liegt geradezu in der Definition des Realen, dass es nicht von den Vorstellungen erreicht wird, die man sich von ihm macht.“ In dieser definitorischen Unzugänglichkeit kann es, typologisch vereinfacht, zwei Erscheinungsformen annehmen: defensiv als Unsagbares, nur indirekt erschließbare Spur oder widerständiger Rest; offensiv in der Figur eines katastrophischen *Einbruchs des Realen*.

Die Metapher des in einen geschützten Bezirk der Alltagswirklichkeit ‚einbrechenden‘ Realen steht in der Nachfolge der Erhabenheitsästhetik des 18. Jahrhunderts als einer Ästhetik der kognitiven Überwältigung

und sensorischen Deprivation. Insofern sie den Kollaps etablierter Wahrnehmungsmuster und Zeichenordnungen mit Merkmalen einer Offenbarungserfahrung versieht, trägt sie ein religiöses Erbe in sich. Als Faszinationsfigur der Moderne hat sie in der ersten Förderperiode eine wichtige Rolle gespielt; ihr war bereits eine vorbereitende Tagung gewidmet, die unter Federführung der beiden Sprecher des Graduiertenkollegs im Dezember 2008 am IFK Wien stattfand. In ihren vielfältigen imaginativen Valenzen – *Was bricht ein, von wo und wo hinein?* – liefert sie Gründe dafür, terminologisch zwischen der versprachlichten und durch Konventionen geregelten *Realität* einerseits, einem an der Schwelle zur Desartikulation und Desymbolisierung hausenden *Realen* andererseits zu unterscheiden.

Überdies wird an der Idee eines einbrechenden Realen auf exemplarische Weise ersichtlich, wie ein erkenntnistheoretisches Problem, das in mancher Hinsicht die alte metaphysische Spaltung zwischen Sein und Erscheinung in eine postmetaphysische Moderne verlängert, zugleich zur ästhetischen Bearbeitung drängt. Dabei stellt es sowohl auf der Gegenstands- wie der Darstellungsebene eine immer neu zu bewältigende Herausforderung dar. Als *Gegenstand* ist das Reale notorisch unterbestimmt, vielmehr dadurch gekennzeichnet, dass es sich seiner Bestimmbarkeit widersetzt, auch wenn es mit fertigen Namen belegt und in dazu passende Theoriezusammenhänge eingerückt werden kann; im 20. Jahrhundert insbesondere mit Begriffen wie Schock oder Trauma.¹ Diese Sperrigkeit gegenüber jeder Art von propositionaler Fixierung wirkt sich naturgemäß auch auf Fragen der *Darstellung* aus. Denn vom Realen als einer Sphäre außerhalb sprachlich-ästhetischer Konventionen zu sprechen, heißt notwendigerweise, die Sprache – oder andere verwendete Kunstmittel, je nach der Eigenart der Gattung oder des Mediums – an ihre jeweilige Grenze zu treiben.

Der Bezug auf ein Reales, das nicht mit gesellschaftlich justierten Vorstellungen von Realität zur Deckung zu bringen ist, sprengt die kognitiven Rahmungen und Routinen. So bildet es den Quellgrund einer teils verstörenden, teils aber auch befreienden Unsicherheit, der neue *formalästhetische* Verfahren aus sich hervortreibt. Hierin liegt das verbindende Element künstlerischer Umwälzungen wie der abstrakten Malerei, der Konkreten Fotografie oder der Sprachzertrümmerungen der literarischen Avantgarde, die allesamt um das Mysterium eines direkten, nicht durch Konventionen mimetischer Abbildlichkeit gefilterten Berührt-Werdens durch das Wirkliche kreisen. Die ästhetischen Revolutionen, die auf die Sprach-, Bewusstseins- und Repräsentationskrisen um 1900 und eine dazu gegenläufige Unmittelbarkeitsmystik („Chandos-Syndrom“) folgen, stellen insofern eine Art Paradefall der das Kolleg interessierenden Problematik dar. Aber Natur und Konvention laufen schon im Sentimentalismus des 18. Jahrhunderts in vergleichbar dilemmatischen Konstellationen auseinander, und der beschleunigte Takt gesellschaftlicher Umwälzungen im 20. Jahrhundert bis hin zu den kognitiven Herausforderungen des Internetzeitalters hat die Avantgarden gewissermaßen in Permanenz versetzt, so dass in einem übergreifenden Sinn vom Problem des Realen in der Moderne zu sprechen ist. Grundlage dafür ist eine Polysemie, die dem Realen als einem unterbestimmten semantischen Reservoir anhaftet und durch definitonische Bemühungen nicht zu beseitigen ist, will man nicht zugleich sein kulturelles Bedeutungsvolumen reduzieren: Es kann für Natur, Wahrheit, Seinsdichte, Sinnlichkeit, Materialität, Evidenz, Körper, Leben, Unmittelbarkeit, Offenbarung und das Heilige ebenso stehen wie für das Neue, die Anomalie, das schockhaft Erfahrene und die reine Gewalt.

¹ In keiner Weise soll der traumatische Charakter der Terror- und Katastrophenerfahrungen dieses Jahrhunderts heruntergespielt werden. Dennoch ist mit Recht vor einer bedenklichen „Entgrenzung“ des Traumbegriffs gewarnt worden, der in bestimmten Theoriekonstellationen die Last tragen muss, überhaupt noch einen Zugang zu erfahrbarer Wirklichkeit herzustellen: „Als überwältigender Einbruch, auf den die Psyche erst nachträglich, nach einer Latenzphase, reagiert und der ihr in der Folgezeit unverfügbar bleibt – der willentlichen Erinnerung und Symbolisierung entzogen, aber in der Buchstäblichkeit von flashbacks und Wiederholungsträumen terroristisch präsent –, eignet dem Trauma eine Struktur, an die sich die poststrukturalistische und dekonstruktive Kritik der Referenz, Repräsentation und Geschichte anbinden läßt. Diese Anbindung aber hat gravierende Konsequenzen, denn sie ermöglicht die Entgrenzung des Traumas – und das heißt am Ende unseres Jahrhunderts, die Entgrenzung des Holocaust – zum Paradigma der Geschichte schlechthin.“ (Inka Mülder-Bach, Einleitung. In: dies. (Hg.), *Modernität und Trauma. Beiträge zum Zeitenbruch des Ersten Weltkrieges*, Wien 2000, S. 7-18, dort S. 10)

Ob nun diesem Realen in seinen vielfältigen konzeptuellen Fassungsversuchen ein Weg gebahnt und ästhetisch Einlass verschafft werden soll oder ob sein ‚Einbruch‘ künstlerisch zu verarbeiten ist, in beiden Fällen entsteht dadurch eine *liminale Dynamik* am Rand des jeweiligen Wahrnehmungsfeldes, in der Kräfte der Figuration und der Defiguration ineinanderwirken. (An dieser Stelle ergibt sich im Übrigen auch ein Bezug auf die Thematik des Vorgängerkollegs zur ‚Figur des Dritten‘, das sich in allgemeiner Weise mit der Logik von Schwellenphänomenen befasste.) Ein solches Wechselspiel der Kräfte ruft nach seiner Analyse von Seiten der Kulturwissenschaften, die nicht nur gehalten sind, selbstkritisch ihre eigene epistemologische Situation zu reflektieren, sondern sich in Verbindung damit eine Sensibilität für die *ästhetische Verfasstheit der Moderne* bewahren wollen.

Was inhaltliche Ausrichtung und Methodik angeht, schließen die Planungen für die zweite Kollegphase nahtlos an den Ausgangsbefund und das Forschungsprogramm des Einrichtungsantrags an, die seinerzeit höchstes Lob durch die Gutachtergruppe erhielten. Allerdings wird der Akzent deutlich verschoben: Während in der ersten Förderperiode der problematische, *à la limite* katastrophische Charakter des Realen in der Moderne im Vordergrund stand, soll künftig die Aufmerksamkeit noch stärker auf literarische, künstlerische, alltagsästhetische und wissenskulturelle *Praktiken* gelenkt werden, die darin konvergieren, trotz der skizzierten Erkenntnisproblematik eine heuristisch nutzbare, um nicht zu sagen alltagstaugliche Beziehung auf das ungewisse oder unaussprechlich Wirkliche hin zu entwerfen. Es soll also um *Operationalisierungen unter dem Vorzeichen eines chronistisch instabilen Referenzsystems* und damit zugleich um die noch grundsätzlichere Frage gehen, wie der Krisenmodus und die Kreativität moderner Gesellschaften zusammenhängen.

1.2 Neorealismus in der Philosophie

Mit seinem Ansatz, Fragen der kulturellen Epistemologie einerseits, der ästhetischen und existentiellen *Erfahrung* andererseits in ihrer Nachbarschaft und Wechselwirkung zu untersuchen, unterscheidet sich das Graduiertenkolleg von aktuellen Strömungen in der Philosophie, die letztlich auf eine Generalrevision der in der Moderne dominanten Erkenntnislehren hinauslaufen. Zwar ist die Debattenlage zu unübersichtlich, um auf einen einfachen Nenner gebracht werden zu können. Insgesamt zeichnet sich aber eine klare Trendumkehr ab, in deren Folge die aus dem *linguistic turn* erwachsenen sprachanalytischen und konstruktivistischen Ansätze verabschiedet und durch einen neuen Realismus, ja sogar eine neue Ontologie ersetzt werden. Dies geht mit einer zuweilen heftigen Polemik gegen die Kulturwissenschaften einher, die sich, wie etwa bei Paul Boghossian, nach Art der *science wars* der 1990er Jahre in die Nähe des Obskurantismus gerückt finden.²

Bemerkenswerter jedoch ist die Tatsache, dass die Vertreter dieser Richtung Korrekturbedarf nicht nur gegenüber postmodernen Erkenntnis-, Zeichen- und Sprachtheorien anmelden, sondern mehr oder weniger die gesamte Philosophie der Moderne ins Visier nehmen. So geht Graham Harman, der Begründer der sogenannten *object-oriented ontology*, zwar von Heideggers Begriffen des Werkzeugs und der Zuhandenheit aus³, überschreitet dann aber den Bezugsrahmen der Heideggerschen Seinsphilosophie, die er der Redundanz und mangelnden Konkretheit bezichtigt⁴, in Richtung auf eine sich vom Menschen ablösende Ontologie von Beziehungen zu und zwischen Objekten. Der wahre Stein des Anstoßes für Autoren, die sich der Strömung des spekulativen Realismus zurechnen lassen, ist aber Kant, dem das Schicksal widerfährt, rückwirkend zum Stammvater der Konstruktivismen des 20. Jahrhunderts ernannt zu werden. Das wird besonders deutlich in dem prägnanten Problemaufriss von Quentin Meillassoux, der

² Paul A. Boghossian, *Fear of Knowledge. Against Relativism and Constructivism*, Oxford u.a. 2006.

³ Graham Harman, *Tool-Being: Heidegger and the Metaphysics of Objects*, Peru/III. 2002.

⁴ „Wenn mehr Zeit zur Verfügung stünde, könnte leicht gezeigt werden, dass Heidegger uns zu *jedem* konkreten Thema nicht mehr zu bieten hat als das berühmte vieldeutige Drama des Verbergens und Entbergens.“ (Graham Harman, *Objekt-orientierte Philosophie*, in: Armen Avanesian (Hg.), *Realismus Jetzt*. Berlin 2013. S. 122-136, dort S. 129)

Kant vorhält, statt einer kopernikanischen in Wahrheit eine „ptolemäische Konterrevolution“ veranstaltet zu haben, „da es ihm ja nicht darum geht zu behaupten, dass der Beobachter, den man unbeweglich glaubte, in Wirklichkeit um die Sonne kreist, sondern dass umgekehrt das Subjekt im Zentrum des Erkenntnisprozesses steht“.⁵ Seit Kant habe sich in einem erneuerten Anthropozentrismus der Gegenstand nach den Bedingungen des menschlichen Erkenntnisapparats richten müssen, mit der Folge, „dass wir nichts erkennen können, was jenseits unserer Beziehung zur Welt ist“⁶ – eine theoretische Haltung, die Meillassoux *Korrelationismus* nennt und als Irrweg praktisch aller nachkantischen Philosophien geißelt. Trotz philosophischer Rettungsbemühungen sei auf diese Weise die Sphäre der Dinge an sich unbegreiflich geworden; überdies habe sich die Philosophie der Möglichkeit beraubt, Aussagen über die Welt vor der Entstehung des menschlichen Bewusstseins metaphysisch zu beglaubigen. Meillassoux zufolge muss man deshalb an das vorkantische Denken anknüpfen und sogar die Theorie der primären und sekundären Qualitäten wiederbeleben, um in einer cartesianischen Volte „alles, was vom Gegenstand in mathematischen Begriffen ausgesagt werden kann, als Eigenschaften des Gegenstandes an sich zu denken“.⁷ Die Rehabilitation der Metaphysik, die sich bei Meillassoux allerdings mit einem radikalen Denken der Kontingenz verbindet, greift hier sogar, über die Epoche der Moderne hinweg, auf Denkformen der Frühen Neuzeit zurück.

Weniger dem argumentativen Duktus als der Geste nach geht auch Markus Gabriels philosophischer Bestseller *Warum es die Welt nicht gibt* in eine ähnliche Richtung.⁸ Auch Gabriel ist es um die Wiedereinbürgerung des Kantischen Dings an sich zu tun. Er behilft sich mit der Auskunft, dass die perspektivischen Erscheinungsweisen von Dingen für Menschen ontologisch gleichwertig neben den Gegenständen als solchen bestehen.⁹ Deshalb könne auch nicht von *der* Welt in der Einzahl, sondern nur von einer Vielzahl von koexistierenden Gegenstandsbereichen die Rede sein. Diese Setzung bringt sowohl das Erkenntnisproblem, wie es sich für Kant stellte, als auch den erkenntnistheoretischen Relativismus der Konstruktivisten wie ein endlich durchschautes Hirngespinnst zum Verschwinden. („Der allgemeine Grundfehler des Konstruktivismus besteht darin, dass er nicht erkennt, dass es kein Problem ist, Tatsachen an sich zu erkennen.“¹⁰) Sofern philosophischer Fortschritt weniger darin besteht, dass Probleme gelöst werden, als vielmehr darin, dass sie sich erübrigen, scheint, nach der leichthändigen Schreibweise des jüngsten Vertreters der sich formenden neorealistischen Strömung in der Gegenwartsphilosophie zu urteilen, der Problemhorizont der Moderne als ganzer historisch und letztlich obsolet geworden zu sein.

Hier ist nicht der Ort für eine eingehendere inhaltliche Auseinandersetzung mit den genannten philosophischen Werken. Es soll genügen, gemäß der Methodik des Graduiertenkollegs einige symptomatologische Betrachtungen anzustellen. Stellvertretend sei der Essay von Meillassoux ausgewählt, der nicht ohne Grund Furore machte, da seine Argumentation über weite Strecken am stringentesten scheint. Gleichwohl gehorcht der Text einer eigentümlichen Dramaturgie. Er setzt mit einer auch in sprachlicher Hinsicht kraftvollen Analyse des „korrelationellen Zirkels“ ein, den der Verfasser überwunden zu haben behauptet: „zumindest haben wir einen Ausweg in die von ihm errichtete Mauer gebrochen, die das Denken vom Großen Außen trennte – dem ewigen, dem Sein und Denken gegenüber indifferenten Ansich“.¹¹ Doch gerade dort, wo es die von Meillassoux als Lösung angebotene Gegenthese zu beweisen

⁵ Quentin Meillassoux, *Nach der Endlichkeit. Versuch über die Notwendigkeit der Kontingenz*, Zürich/Berlin 2013, S. 158.

⁶ Ebd., S. 17.

⁷ Ebd., S. 15.

⁸ Markus Gabriel, *Warum es die Welt nicht gibt*, Berlin 2013.

⁹ Diese Lösung wird für Gabriel möglich, weil er jeden Gegenstand und jede Wahrnehmung in Abhängigkeit von einem spezifischen Sinnfeld versetzt. „Die Pointe ist, dass die Dinge an sich eben auf verschiedene Weise erscheinen. Diese Erscheinungen sind selbst Dinge an sich. Es kommt darauf an, in welchem Sinnfeld etwas erscheint. Die Pluralität der Erscheinungsweisen ist keine Illusion. Die Wirklichkeit besteht nicht aus harten Tatsachen, die sich der Erscheinung entziehen, sondern gleichermaßen aus Dingen an sich *und* aus ihren Erscheinungen, wobei auch die Erscheinungen Dinge an sich sind.“ (ebd., S. 155)

¹⁰ Ebd., S. 60f.

¹¹ Meillassoux, *Nach der Endlichkeit*, a.a.O., S. 90.

gilt, verliert der Argumentationsgang seine zwingende Kraft.¹² Er teilt damit das Schicksal vieler voraufgehender Analysen seit den Zeiten von Kants kritischer Wende, die in der Tiefenanalyse des Problems pertinentener waren als in der Abhilfe, die sie boten. Einmal mehr scheint sich also auch hier ein Überhang der Frage über die möglichen Antworten zu ergeben, wie dies für die erkenntnistheoretische Grundlegung der Moderne insgesamt kennzeichnend ist.

Die skizzierten Versuche, zu einem philosophisch erneuerten Realismus oder gar zu einer post-postmodernen Metaphysik vorzudringen, treffen, das sollte deutlich geworden sein, durchaus einen wunden Punkt in der nachkantischen Denktradition. Nicht umsonst kann von den philosophischen Systemen in dieser Tradition gesagt werden, dass „ihr Referent im buchstäblichen Sinn *undenkbar* ist“¹³, weil sie genötigt sind, Objektivität im Sinn einer Adäquanz zwischen Aussage und Sachverhalt durch die schwächere und ungenügende Form einer Intersubjektivität der Bewusstseins zu ersetzen. Tatsächlich scheint jede Spielart des Kantischen Apriorismus, sei er erkenntnistheoretischer, sprachlicher, kultureller oder historischer Art, in letzter Konsequenz in die Unmöglichkeit zu führen, allein nur die banale Evidenz von Alltagswahrnehmungen begründen zu können, geschweige denn zu einem praxistauglichen Verständnis von Faktizität und von funktionierenden technischen Abläufen zu gelangen. Kurz, das Unvermögen dieser philosophischen Linie, die wissenschaftlichen Erfolge und den praktischen Wirklichkeitssinn moderner Gesellschaften ontologisch zu fundieren, steht den faktischen Fortschritten zwar nicht im Weg, lässt aber gerade darum die Philosophie technikgeschichtlich, oder noch allgemeiner: praxistheoretisch weitgehend irrelevant werden.

Aus kulturwissenschaftlicher Sicht stellt sich allerdings das Problem, dass selbst ein rundum gelungener ‚Gegenbeweis‘, der den erkennenden Zugriff auf das Ding an sich in vollem Umfang wiederherstellen könnte, keine Erklärung dafür böte, warum sich dann so viele Denker der Moderne ihr Verhältnis zum Realen so schwer gemacht haben. Dasselbe würde auf all die künstlerisch-dichterischen Weltentwürfe zutreffen, die aus der Erfahrung einer zutiefst ungewissen Wirklichkeit hervorgehen. Ihnen ist eine *kulturelle Tatsächlichkeit* eigen, die kaum mit dem Hinweis auf einen schlichten Irrtum oder übersehenen philosophischen Widerspruch quittiert werden kann. Man kann hier sogar noch weitergehen und fragen, ob die Insistenz des Wirklichkeitsproblems in der Moderne nicht sogar ein Indiz für seine *kulturelle Funktionsnotwendigkeit* ist. Eine mögliche Antwort wäre dahingehend zu finden, dass die Autonomie kultureller Prozesse, und noch grundlegender: die Behauptung menschlicher Freiheit, in ihrer jeweiligen *selbstreferentiellen Struktur* davon abhängen, den Aspekt der *Fremdreferenz* auf die Wirklichkeit ‚draußen‘ in einem Zustand der Unbestimmtheit, ja Unstimmigkeit zu belassen. Auch künftig soll sich das Kolleg an der im Einrichtungsantrag formulierten Arbeitshypothese orientieren, „dass der uneinheitliche und widersprüchliche Status von Fremdreferenz in den kulturellen und wissenschaftlichen Selbstbeschreibungen der Moderne ein Moment ihres komplexen *Funktionierens*, nicht ihres Versagens darstellt. Sie gewinnen dadurch, so lässt sich vermuten, die Flexibilität, den jeweiligen diskursiven und historischen Umständen entsprechend von Realitätsbindung auf Realitätsentlastung, von Öffnung auf Schließung gegenüber der Welt außerhalb der kulturellen Semiosphäre, von Determination auf Autonomie umzugewichten und umgekehrt. Beide Optionen schließen sich logisch aus und sind doch andererseits symbiotisch aufeinander verwiesen.“¹⁴

1.3 Die Plastizität der Wirklichkeit der Moderne

¹² Meillassoux ist es um den Nachweis zu tun, dass die physikalische Gesetzmäßigkeit des Universums zwar grundlos-kontingent ist, aber gleichwohl als stabil gedacht werden kann (S. 128ff). Dazu nutzt er einen eher sophistisch anmutenden argumentativen Pfad, der von den Paradoxien des Transfiniten bei Cantors Gebrauch macht. Bezeichnenderweise wechselt er nach der Darlegung seines Lösungsvorschlags das Stilregister – von einer starken Ankündigungsrhetorik, die von einer brillanten Analyse des Problems des Realen in der Moderne getragen, letztlich aber nicht eingelöst wird, zu einer bescheideneren, vorläufigeren Diktion.

¹³ Ebd., S. 31.

¹⁴ Diese Überlegungen sind näher ausgeführt in: Albrecht Koschorke, Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie, Frankfurt/M. 2012, 2013, Kap. VI.

Wer sich auf die Beobachtung der kulturellen Empirie von Gesellschaften beschränkt, ohne sie an normativen Kriterien zu messen und nach Maßgabe der Alternative von richtig und falsch zu qualifizieren, der wird leicht feststellen, dass die Wirklichkeit im Feld der Kultur nie eindeutig gegeben ist und dass ihre Evidenzen sich niemals gleichmäßig auf alle sozialen Akteure verteilen. Was als wirklich gilt und was nicht, ist vielmehr ein in höchstem Maß kontroverser Gegenstand von Kämpfen um faktische Verfügungsgewalt und symbolische Definitionsmacht, von Aushandlungen und Kompromissen, selektiven Aufmerksamkeiten und Verleugnungen. Weil deshalb nicht vorausgesetzt werden kann, dass alle Beteiligten an der gleichen Wirklichkeit partizipieren, ergibt sich nachgerade ein zivilisatorisches Erfordernis, die Entscheidung über die ‚wahre Wirklichkeit‘ mit einer Art von Tabu zu belegen beziehungsweise aus der Zone der menschlichen Entscheidungsmacht herauszuverlagern. So entstehen häufig Sprachregelungen des Typs, dass die sozialen Auseinandersetzungen nur in den umkämpften Vorhöfen der Wahrheit stattfinden – einer Wahrheit, die selbst, mit Attributen sakraler Unwandelbarkeit ausgestattet, von allen Zwistigkeiten unberührt bleiben soll und sich allenfalls berufenen Kultexperten mitteilt. Zwar mögen machtbewehrte Dogmatiken einen Alleinvertretungsanspruch auf wahres Wissen erheben, doch kommen sie nicht umhin, ein gewisses Spiel von Abweichungen zuzulassen, um in der Vielstimmigkeit und Polyperspektivität gesellschaftlicher Kommunikation anschlussfähig zu bleiben.

In jeder Gesellschaft gibt es eine Vielzahl ungleichnamiger ‚Wahrheitspraktiken‘, von denen einige rigide verfasst sind und sein müssen, wenn sie ihren inhärenten Zweck erfüllen sollen. Dazu zählen das Recht, in dem wahrheitsgemäße Urteile gesprochen werden müssen, die Wissenschaften, die mit mehr oder minder handfesten Wahrheitskriterien operieren, und auch der Geschichtsdiskurs, der auf dem Anspruch der Etablierung und Sicherung unbestreitbarer historischer Wahrheit gründet (Stichwort Holocaust-Leugnung). Welche Durchsetzungskraft die Wertsphären von Recht und Wissenschaft haben und wie stark ihre institutionelle Verankerung ist, hängt jedoch von zahlreichen Faktoren ab, die nicht wieder durch ein rigides Wahrheitsregime kontrolliert werden können, sondern dem Kräftespiel der gesellschaftlichen Kommunikation in ihrer Gänze anheimgestellt sind. So ergeben sich Situationen, in denen das eigentlich Unverhandelbare faktisch zum Gegenstand sozialer Aushandlungsprozesse wird. Die Sphäre, in der dies vorrangig geschieht, ist die Politik. Der Primat des Politischen kann in latenten oder offenen Konflikt mit dem Wert der Wahrheit treten. Für pluralistische Systeme ist es sogar ein funktionales Erfordernis, die Wahrheitsfrage verfahrenstechnisch bis zu einem gewissen Grad zu neutralisieren. Das gilt zumal für moderne Demokratien, die einen (streng genommen unmöglichen) Mittelweg zwischen Wahrheit und Mehrheit, zwischen wissenschaftlich als Tatsache Anerkanntem, massenmedial Zumutbarem und politisch Durchsetzbarem zu finden haben.

Was diese Elastizität der Zurechnung auf das Wirkliche anbetrifft, sind moderne Gesellschaften nicht grundsätzlich von anderen unterschieden. Ihr Spezifikum scheint darin zu liegen, dass sie sich zum supponierten Realen auf eine doppelte, fast schizophrene zu nennende Weise verhalten. In seiner Entzogenheit kann es, wie schon angedeutet, zwei extreme Formen annehmen: als katastrophische Überwältigung der Normalität *und* als Objekt eines ungestillten Verlangens, das von dem Gefühl eines Defizits an Leben, Präsenz, Intensität, Körperlichkeit und Berührung gespeist wird.¹⁵ Die durch das Katastrophenphantasma geweckten Ängste sind zugleich Teil einer Faszination, die das Reale abseits gesellschaftlich normierter Verfügbarmachungen von Realität sucht – in der Art eines den eingeübten Zeichenrepertoires enthobenen Mysteriums, das gerade dadurch die kulturelle Zeichenproduktion stimuliert. Diese Faszination kann sich in bestimmten Phasen zu einem Kult des Realen steigern, der sich nicht mehr auf eine außerweltlich-göttliche Instanz, sondern auf die Imagination einer sich vor den Menschen verschließenden Wirklichkeitstiefe richtet.

¹⁵ Zu dieser aus der Lebensphilosophie kommenden Ideenlinie vgl. den Überblick bei Robert Buch, *The Pathos of the Real: On the Aesthetics of Violence in the Twentieth Century*, Baltimore 2010. Kritisch zu dem aus dieser Tradition erwachsenden Begriff des Realen bei Badiou: Aleida Assmann, Einleitung. In: dies. (Hg.), *Die Zukunft der Erinnerung und der Holocaust*, Konstanz 2012.

In den stratifikatorischen Agrargesellschaften der Vormoderne ist es ein häufiges Phänomen, dass eine kleine, von Handarbeit entlastete Schicht über die Nichtigkeit des körperlichen Daseins sinniert, während die Mehrheit der Menschen unter dem Zwang steht, die materiellen Lebensgrundlagen für alle zu schaffen. Auch moderne Gesellschaften sind zum Teil noch so untergliedert, dass sozial Untenstehende es vorwiegend mit materiellen Vorgängen, sozial Hochstehende eher mit dem Austausch von Zeichen zu tun haben und dadurch zu einem entsprechend abstrakteren Verständnis von Realität gelangen. Entsprechend setzt sich die Tradition einer religiös untermauerten Körperverachtung bis in die Moderne hinein fort. Aber das Eigentümliche an der modernen ‚Mystik des Realen‘ ist, dass es ihr weniger um asketische Geistigkeit als vielmehr um physisch-sensorische Intensität zu tun ist. Als Traum eines ungeschmälernten, unmittelbaren Erlebens hat sie ihren exklusiven Charakter längst abgestreift und ist zu einem kollektiven, paradoxerweise gerade durch die Massenmedien verbreiteten und tief in die allgemeine Konsumkultur eingesenkten Phantasma geworden – von der Nahrungsmittelindustrie, die ‚Natur pur‘ verspricht, über den immer noch auf die koloniale Phantasie der Entdeckung ‚unberührter‘ Landschaften geeichten Massentourismus bis hin zu einer technisch, in absehbarer Zukunft sogar neurosensorisch stimulierten *augmented reality*.

Wie plastisch und zugleich wie prekär sich Wirklichkeitserfahrung in der Moderne gestaltet, zeigt sich indessen nicht nur an solchen Praktiken der Steigerung oder Annäherung, sondern auch, als deren Kehrseite, an den oft schockartigen Erfahrungen der *Derealisierung*, das heißt der Entwertung etablierter Wirklichkeitskonventionen, die ihre Geschichte skandieren. Dass der Weltbezug unter nachmetaphysischen Bedingungen konstitutionell unsicher ist, bildet gewissermaßen die philosophische Dauerkulisse für wechselnde Konjunkturen der *Zuschreibung und Aberkennung von Wirklichkeit*.

Während im Einrichtungsantrag die epistemologische Dimension der Problematik des Realen und damit eher Grundsätzliches im Vordergrund standen, soll in der zweiten Phase stärker auf der Basis materialer Fallstudien gearbeitet werden. Dabei ist vor allem die Frage von Belang, unter welchen konkreten Umständen Erfahrungen von Unwirklichkeit sich massieren und welche historischen Regelmäßigkeiten sich hierbei feststellen lassen. Wann wird aus einer abstrakten philosophischen Streitfrage ein Problem von existentiellern Gewicht? Wann zieht es die Aufkündigung von Konventionen auf ästhetischem Gebiet nach sich, die wiederum auf das *cognitive mapping* auch des Alltagslebens ausstrahlt? Wo setzt der Geltungsverlust derartiger Wirklichkeitskonventionen gesellschaftlich wichtige Funktionsroutinen außer Kraft und wechselt damit aus dem Referenzfeld der Ästhetik in das der Politik?

In einem schlichten Sinn sind Lebensverhältnisse in ihrer Summe immer zu hundert Prozent real, wie künstlich, unwirklich oder falsch sie sich auch für die betroffenen Subjekte anfühlen mögen. Dennoch hängt gesellschaftlich viel davon ab, was von wem als wirklich definiert und erfahren wird. Unter bestimmten Voraussetzungen kommt es nachgerade zu einem kollektiven Exodus aus einer bis dahin als verbindlich angenommenen Wirklichkeit, die dann gleichsam wie eine Schlangenhaut abgestreift wird. Solche kollektiven ‚Wirklichkeitskrisen‘ können unterschiedliche Gründe haben. Anfällig für Derealisierungserfahrungen sind Phasen empfundener Stagnation, wie sie in der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts – zu nennen sind etwa die Namen *Čechov* und *Gontscharow* –, auf ganz andere Weise der Text- und Kunstproduktion der späten Sowjetunion (FORSCHUNGEN J. MURAŠOV) oder im deutschen Kaiserreich vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs zur Sprache gelangen. Zu einer stärker aktivischen Aufkündigung von Wirklichkeitskonventionen kommt es dagegen in Perioden revolutionärer Beschleunigung, die eine kognitive Diskrepanz zwischen neuen Erfahrungen und hergebrachten Beschreibungsweisen aufspringen lassen. Eine wichtige Rolle in diesem Zusammenhang spielen Medienumbrüche, die in kurzer Zeit eine kulturell noch nicht assimilierbare Phänomen- und Zeichenwelt hervorbringen. Auch die Ver selbständigung von sozialen Systemen gegeneinander beziehungsweise gegenüber einer Verbindlichkeit beanspruchenden *common sense* kann zu dem Gefühl von Wirklichkeitsverlust führen. Häufig setzt in Reaktion auf solche Wahrnehmungskrisen eine Art ‚Realismus-Reflex‘ ein: nämlich ein verstärktes Bemühen, der Gefahr von Desorientierung und sozialem Zerfall durch eine allgemeine Verpflichtung auf Realitätsnähe – was auch immer das in dem jeweiligen Zusammenhang heißen soll – zu begegnen. Ein derartiger *rappel au réel* steht also im Dienst einer, nicht selten repressiven, *Renormalisierung*. Ein literaturgeschichtliches Beispiel dafür ist der deutschsprachige Realismus (FORSCHUNGEN J. VOGEL), der

das Signum einer politischen Desillusionierung nach der gescheiterten 1848er Revolution an sich trägt – einer Epoche, die allen hochfliegenden Utopien und romantischen Träumereien abschwor und übrigens auch den Begriff der Realpolitik prägte.¹⁶ Als rezentes Beispiel kann auf den Finanzcrash des Jahres 2008 verwiesen werden, der einen Derealisierungsschock eigener Art mit sich brachte, als ins öffentliche Bewusstsein trat, aus welchen rein virtuellen, in Art und Umfang schwindelerregenden Transaktionen das Weltfinanzsystem besteht – mit dem etwas ironischen Effekt, dass die zuvor oft geschmähte kapitalistische Warenökonomie nun als „Realwirtschaft“ zum schützenswerten Gut und nostalgischen Maß aller Dinge erklärt wurde.

1.4 Ästhetische Praktiken im Umgang mit der Frage des Realen

Weit davon entfernt, sich als gegenstandslos zu erweisen, ist das Problem des Realen im 20. Jahrhundert und bis in die unmittelbare Gegenwart hinein virulenter als je zuvor. Dass sich die moderne Lebenswelt nicht mehr mimetisch abbilden lässt, dass sie zu abstrakt, anonym, kontingent oder entfremdet geworden ist, um sich noch in sinnhafte Worte oder Bilder kleiden zu lassen, ist eine zumal in der Epoche der ästhetischen Traditionsbrüche um 1910 immer wieder geäußerte Zeitdiagnose (FORSCHUNGEN B. STIEGLER, J. VOGEL). Im Verlauf des 20. Jahrhunderts lösen Krieg, Staatsterror und andere Formen exzessiver Gewalt auf höchst paradoxe Weise ein Gefühl der Unwirklichkeit aus, das nur mit Stilmitteln der Phantastik oder des Surrealismus ästhetisch artikuliert werden kann (FORSCHUNGEN K. MAHLKE). Über die Affinität zwischen Terror und Fiktion hat sich schon Hannah Arendt Gedanken gemacht¹⁷; sie bestätigt sich in dem eigentümlichen Sachverhalt, dass sich viele moderne Diktatoren in der Rolle von Künstlern sehen (und sich im Nebenfach auch künstlerisch betätigen), die ihre Herrschaftsgebilde als Formschöpfungen aus dem Nichts hervorbringen (FORSCHUNGEN A. KOSCHORKE). Aktuell sind es die Folgen der digitalen Revolution, die Ängsten vor dem Bedeutungsverfall der sinnlich erfahrbaren, physisch-haptischen Welt Nahrung bieten. Lebensbestimmende Funktionsabläufe, aber auch immer größere Teile der Alltagskommunikation ziehen sich in eine Sphäre der Simulation und des Virtuellen zurück, wo sie ein Eigenleben entwickeln, auf das bisherige Formen der Sozialsteuerung nur noch geringen Einfluss ausüben.

Das zurückliegende Jahrhundert bietet reiches Anschauungsmaterial dafür, in welcher Weise sich künstlerische Praktiken vom Problem des Realen herausfordern lassen. Schon die Epoche der Avantgarden wäre unzureichend beschrieben, ließe man es nur mit der negativen Seite ihres Programms, das heißt ihrer erklärten Abkehr vom klassischen Repräsentationismus zugunsten einer meta-ästhetischen Selbstreflexion als Kunstwerke, bewenden. Wenn die Avantgarden daran arbeiten, die Barriere zwischen Kunst und Leben niederzureißen, dann läuft dies in den künstlerischen Arrangements darauf hinaus, das Reale von Alltagsobjekten – Zeitungsausschnitte, Notenblätter, Spielkarten in den kubistischen Collagen Georges Braques und Pablo Picassos – durch Hineinnahme in einen Rahmen, der einmal den Bildraum umgrenzte, gewissermaßen für sich selbst sprechen zu lassen. Ihr Programm zielt darauf, den Illusionismus der herkömmlichen Bildkunst sowohl zu unterlaufen (durch Zerstörung des Abbildprinzips) als auch zu überbieten (durch Ausstellung der ‚Dinge selbst‘). Auf demselben Prinzip der Entgrenzung beruhen Marcel Duchamps *ready-mades* und die surrealistischen *objets trouvés*.

Einer Initiative von drei Kollegiatinnen der ersten Generation sind tiefere Aufschlüsse darüber zu verdanken, dass ein wichtiges Movens der sogenannten abstrakten Kunst des 20. Jahrhunderts darin besteht, der „Körperlichkeit der Abstraktion“ Geltung zu verschaffen, indem das künstlerische Material von seiner Funktion als Bedeutungsträger entledigt und so ästhetisch freigesetzt wird. Gerade „in den Neuen Medien (Photographie, Film)“, so heißt es in dem Prospekt zu einem 2012 erschienenen Band, sei aber „das Körperhafte des Artefakts nicht nur als Kehrseite einer selbstreferenziellen Reinigung der Künste zu sehen. Von den technischen Medien, die in einem direkten physikalischen Zusammenhang mit der umgebenden Realität stehen, lässt sich vielmehr das Gegenteil behaupten: Hier ist Abstraktion als

¹⁶ Durch Ludwig August von Rochau in einer 1853 erschienenen Schrift.

¹⁷ Hannah Arendt, *Elemente totaler Herrschaft*, Frankfurt/M. 1958, S. 135ff, S. 219 und passim.

Affirmation des ‚Außen‘ zu verstehen, als Intensivierung des ‚Realen‘ statt als Abwendung von ihm. Kategorien wie Spur, Indexikalität, Berührung oder Abdruck zeigen eine Hinwendung zur Physis und Materialität an, die im scheinbar referenzlosen Bild den Realitätsbezug der technischen Medien gerade vor Augen führt.“ Einen bemerkenswerten Anwendungsfall dieser Indexikalität stellen jene fotografischen Experimente um 1900 dar, die unter Umgehung von jeglicher ikonischer Relation allein die physikalischen Einwirkungen von Objekten auf lichtempfindliche Platten festhalten, das Medium also für eine Ästhetik der Unmittelbarkeit nutzen (FORSCHUNGEN B. STIEGLER). – Dass der Begriff der Indexikalität eine signifikante Vorgeschichte hat, die bis zu den natürlichen Zeichen des 18. Jahrhunderts zurückreicht, war Gegenstand eines der durchgeführten Transatlantischen Seminare (Chicago 2012).

Notorisch ist das Problem des Realen als Gattungsfrage. Es wird naturgemäß vor allem von den auf Authentizität abstellenden Genres aufgesucht und setzt sie Effekten der Hybridisierung aus, die sie zu gattungstypologischen Grenzfällen machen. Der klassische Fall ist die Autobiographie, die seit jeher in der Grauzone zwischen faktualen und fiktionalen Schreibweisen laviert. Besonders gut lassen sich die Metamorphosen der Ich-Rede in der Literatur Frankreichs nachzeichnen. Hier ist es der Bruch der Französischen Revolution, der die tradierte Gattung der *mémoires*, die Geschichtsschreibung, apologetischen Selbstbericht und private Erinnerungen noch zu vereinigen suchten, obsolet werden lässt – mit der Folge, dass fortan mit unterschiedlichsten Textformen experimentiert wird: vom Traktat (Mme de Staël) über Sainte-Beuves folgenreiche literaturkritische Formel des „l'œuvre par l'homme“ bis hin zu Prousts *Recherche* und den immer stärker fragmentierten Ich-Reden der Autoren des 20. Jahrhunderts (Marguerite Duras, Claude Simon u. a.). Die Autobiographie teilt ihren prekären Gattungscharakter mit anderen Formen der Zeugenschaft und Erinnerung, die ihren Charakter einer rückwirkenden Zurechtlegung nicht abstreifen können (FORSCHUNGEN A. ASSMANN).

Indessen werden auch Textsorten, die von der Ich-Funktion keinen oder nur einen hochgradig restringierten Gebrauch machen, mit der Tatsache konfrontiert, dass ‚Objektivität‘ keine einfach zu bestimmende Messgröße ist. Davon ist die Zeitungsreportage der 1920er Jahre genauso betroffen wie der Dokumentarfilm unserer Tage (FORSCHUNGEN U. V. KEITZ), der die Menschen vorzugsweise in ihren alltäglichen Bezügen aufsucht. Mehrere Faktoren machen seinen Wahrheitsanspruch prekär: zum ersten allein schon die bekannten Gesetze der filmischen Narration – Perspektivität, Selektivität, Komplexitätsreduktion, Heraushebung der Protagonisten, Sympathieleitung etc.; zum zweiten der Zielkonflikt zwischen Engagement und Neutralität; drittens die Rücksicht auf eine immer stärker zersplitterte Landschaft von Nachrichten- und Medienformaten, die ihre eigenen Hybride hervorbringt (Docufiction, Infotainment etc.); viertens die immer schnellere Rückkopplung zwischen Film und dargestellter Realität, von der klassische Repräsentationstheorien noch nichts wissen; und schließlich fünftens die durch die breite Verfügbarkeit bild- und nachrichtentechnischer Kommunikationsmittel erleichterte Aufweichung der Grenze zwischen Dokumentation, Inszenierung und Simulakrenproduktion.

In den zuletzt genannten Fällen, denen sich weitere anfügen ließen, erscheint das Reale weniger unter den Vorzeichen einer „extremistisch-katastrophischen Metaphorik“ (wie einer der gegenwärtigen Kollegiaten mit Blick auf die Akzentsetzung des Einrichtungsantrags formulierte), mithin weniger in den Modi einer traumatischen Durchbrechung von Reizschranken und Wahrnehmungsgrenzen oder eines ‚schwarzen Lochs‘ der kulturellen Semiose, als vielmehr in seinem vielgestaltigen Gegebensein, das angemessene darstellungstechnische Operationalisierungen nötig macht. Hier wären zum einen all jene aktuellen Konzeptionen zu nennen, die, Bruno Latour folgend, im Zeichen eines erneuerten ‚Animismus‘ den Dingen Handlungsmacht und Initiative einräumen, so dass menschliche Akteure als Glieder in Dependenzketten erscheinen, statt der Welt als isolierte Subjekte und Schöpfer gegenüberzustehen. Zum zweiten ist damit eine phänomenologisch-lebensweltliche Dimension angesprochen, die erst in jüngster Zeit im Kolleg intensiver diskutiert wurde (so in dem gemeinsam mit Dieter Thomä und Studierenden aus St. Gallen veranstalteten Blockseminar „Das Neue und das Gewohnte“), künftig jedoch eine weitaus größere Rolle spielen soll. Als Lebenswelt, das heißt als eine Sphäre, die den Menschen beheimatet, aber stets auch praktische Forderungen an ihn richtet, kommt das Reale nicht ‚von außen‘, sondern ‚ist immer schon da‘; der Anspruch besteht hier nicht darin, mit ihm gewissermaßen in Tuchfühlung zu gelangen, sondern sich aus der Immersion in die Welt so weit herauszuarbeiten, dass selbstbestimmtes Handeln und

reflektierendes Urteilen – als eine „Zuwendung zur theoretischen Einstellung“, die die Hülle lebensweltlicher Selbstverständlichkeiten zerstört¹⁸ – möglich sind. Von dieser Warte aus handelt es sich bei der ins Prinzipielle gewendeten Suche nach ‚der‘ Wirklichkeit um ein künstlich dramatisiertes Problem – ein Verdacht, wie er verschiedentlich von philosophischer Seite, etwa von Wittgenstein oder den amerikanischen Pragmatisten, geäußert wurde. Erst wenn das Eingelassensein in die Lebenswelt auf ein Hindernis stößt, wenn gewohnte Funktionalitäten versagen oder kognitive Divergenzen sich nicht mehr durch einen kulturellen Kompromiss, der eine Art alltagstauglichen Polyperspektivismus bereithält, schlichten lassen, erwächst aus der Frage, was die ‚eigentliche‘ Wirklichkeit ist und wer darüber bestimmt, ein potentiell ins Grundsätzliche ausufernder Konflikt.

Es sind also, um ein kurzes Résumé einzuschalten, drei Parameter, nach deren Maßgabe das Problem des Realen in der Moderne verhandelt wird. Grundlegend ist die Spannung zwischen Sichtweisen, die man in der heutigen Theoriesprache als realistisch beziehungsweise konstruktivistisch rubriziert, anders formuliert zwischen der Sach- und der Sozialreferenz kultureller Zeichenprozesse. Der dadurch gegebene Spielraum äußert sich im Wechselspiel zwischen Zu- und Aberkennung von Realität, Erfahrungen der Realitätssteigerung und der Weltentleerung. Eine dritte Variable besteht schließlich in der Alternative zwischen einer im Extremfall apokalyptischen Dramatisierung des Umgangs mit dem Wirklichen einerseits, der Aufmerksamkeit auf ihre eher unspektakulären Erscheinungsformen andererseits – auf ein unscheinbares Reales, das im Kleid der Gewöhnlichkeit daherkommt, von Stetigkeit statt von Plötzlichkeit, vom Gleichmaß statt von Rissen und Klüften gekennzeichnet ist und sich gewissermaßen in schwacher Dosierung überallhin verteilt. Diese Entgegensetzungen sind nicht starr. Besonders aussagekräftig sind deshalb Situationen, in denen ein Zustandswechsel stattfindet: Ereignisse von plötzlicher Wucht lassen sich nach und nach veralltäglichen, so dass sie den Charakter einer realitätssteigernden Anomalie verlieren. Umgekehrt kann das Lebensgerüst des Alltäglich-Gewöhnlichen, dem häufig ohnehin nur eine geringere Seinsdichte zuerkannt wird, vor einem kognitiv und existentiell nicht zu absorbierenden Ereignis zunichte werden. Im einen Fall funktioniert das kulturelle Zeichengewebe wie ein von den Menschen gewebter Kokon, der vor den Zumutungen der Außenwelt abschirmt; im zweiten Fall dagegen setzt sich eine immer partiell fremde, nie zu überblickende Wirklichkeit gegen die Schließung und Autonomsetzung der kulturellen Selbstbezüglichkeit durch. Gerade solche Wechsel ziehen wiederum ihre künstlerische Bearbeitung an.

1.5 Die Erzeugung von Fakten

Zum Realen der unscheinbareren Art zählen die Fakten, die tagtäglich in riesigen Mengen prozessiert werden, ohne dass gewöhnlich ein Anlass besteht, ihr Zustandekommen zu hinterfragen. Zum Begriff des Faktums gehört, dass es einen wirklichen Sachverhalt nennt, also wahr oder zumindest anerkannt ist; rein logisch kann es falsche Tatsachen nicht geben. Doch die Wahrheitsbedingung allein reicht nicht aus, um den Werdegang von Fakten zu beschreiben. Wenn Karl Philipp Moritz als Herausgeber des *Magazins für Erfahrungsseelenkunde* die berühmte Devise ausgibt: „Fakta, und kein moralisches Geschwätz“, macht er sich nicht nur ein im 18. Jahrhundert beliebtes Schlagwort zu eigen, sondern deutet auch auf die angemessene sprachliche Verfasstheit von Fakten hin: Sie müssen der rhetorischen Forderung nach pointierter Kürze genügen und dürfen nicht von erklärenden Kontexten überwuchert sein. Im Gegenteil, Existenzbedingung des Faktums ist seine semantische Isolation und Reduktion: Es wird aus einem bestehenden Satz- und Sinngefüge herausgelöst und in transitorischen Anordnungen gleichsam zwischengelagert („Magazinen“ wie bei K. Ph. Moritz, „Sudelbüchern“ bei Lichtenberg, Exzerptbüchern bei Jean Paul), um in dieser schmucklosen, nackten, gegen naheliegende Deutungsschemata widerspenstigen Gestalt für künftige Bearbeitungen zur Verfügung zu stehen.

Diesen Zusammenhängen soll eine im Dezember 2013 von J. VOGEL am IFK Wien veranstaltete Tagung unter dem Titel „Die Kürze des Faktums. Wirklichkeitspräparate in Literatur und Wissenschaft“ nachspüren. Überdies soll ein von A. KOSCHORKE gemeinsam mit Helmut Lethen (IFK) und Peter

¹⁸ Hans Blumenberg, *Theorie der Lebenswelt*. Hg. Manfred Sommer. Berlin 2010, S. 78.

Geimer (FU) für 2014 geplanter Band den derzeitigen Stand der Evidenz-Forschung festhalten, einschließlich einer umfassenden Bibliographie. Das Äquivalent zu der mit dem Stichwort der *brevitas* markierten rhetorischen Dekontextualisierung von Fakten bildet in der Geschichte der Naturwissenschaften die artifizielle Isolation von Experimentalsachverhalten. Hier rückt der Zusammenhang zwischen empirischen Daten und wissenschaftlichen Tatsachen in den Blick, der gerade im Licht neuerer Forschungsergebnisse sehr viel heikler ist, als man landläufig annimmt. Das Problem der angemessenen Verarbeitung von Daten, mit dem sich auf ihre Weise schon die Rhetorik befasste, indem sie die Notwendigkeit von empirischer Komplexitätsreduktion an die kunstfertige Erzeugung von sprachlicher Evidenz koppelte, erhält mit dem Anschwellen elektronisch-statistisch erhobener Datenmassen (*e-science*) eine ganz neue Dimension. Datensätze sind – ganz abgesehen von der Frage, wie sie zustande kommen – noch keine Phänomene, sondern müssen in aufwendigen Verfahren erst interpretationsfähig gemacht, transformiert und kalibriert werden.¹⁹ Auch die aus solchen Prozeduren hervorgehenden Graphiken oder Schaubilder sind nicht die wissenschaftlichen Tatsachen selbst. Mit dem wachsenden Umfang elektronisch verfügbarer Informationsmengen rücken die Probleme des *data processing* selbst in den Blick, insofern die Daten erst durch die gewöhnlich unvollständig dokumentierte Anwendung einer Vielzahl von Filtern und durch selektive visuelle Aufbereitungen zu faktographischer Evidenz gelangen. Entsprechend fehleranfällig ist die Zusammenführung von Datensätzen unterschiedlicher Provenienz, bei deren statistischer Bearbeitung „tacit knowledge and craft-like methods“ eine nicht zu unterschlagende Rolle spielen, zumal auch die Sprache der Statistiker lokale und disziplinäre Dialekte ausbildet.²⁰ Praktiker sprechen davon, „that the data are always ‚cooked‘“²¹; es ist sogar von einer kompletten „data food chain“ von den Rohdaten bis zum wissenschaftlichen Ergebnis die Rede.²² Wie die Autoren der zuletzt zitierten Studie betonen, wird dadurch der Datentransfer zwischen wissenschaftlichen Unternehmungen erheblich erschwert; auch standardisiert scheinende statistische Datensätze sind nicht unabhängig von ihrem jeweiligen Entstehungskontext wiederverwendbar, sondern tragen ein sowohl handwerkliches als auch wissenskulturelles Gepräge an sich. Im Licht solcher Befunde verringert sich dadurch der Gegensatz zwischen quantitativen und qualitativen Verfahren, was weitere Möglichkeiten für eine kulturwissenschaftlich informierte, praxeologisch ausgerichtete Wissenskulturforschung eröffnet (ARBEITSBEREICH B. KLEEBERG, KOOPERATION MIT P. GEIMER).

1.6 Wirklichkeitserzählungen

Schon im Einrichtungsantrag spielten narratologische Erwägungen eine wichtige Rolle. Das Graduiertenkolleg situiert sich hier in einer in den vergangenen Jahren noch einmal zusehends verdichteten Forschungslandschaft.²³ Dies schlägt sich unter anderem in regionalen Arbeitskontakten mit dem in Freiburg eingerichteten Graduiertenkolleg „Faktuales und fiktionales Erzählen“ sowie mit einer ähnlich gelagerten Forschungsinitiative an der Universität Basel nieder. Auch innerhalb von Konstanz ergeben sich Überschneidungen mit der Programmatik des Exzellenzclusters „Kulturelle Grundlagen von Integration“, dem die meisten TrägerInnen des Graduiertenkollegs angehören. Mechanismen der Aushandlung des gesellschaftlichen Realen und Prozesse der Integration/Desintegration hängen eng miteinander zusammen. Ein fruchtbarer Arbeitszusammenhang hat sich in dieser Frage zwischen Literaturwissenschaftlern und Juristen ergeben; zwischen 2008 und 2011 fanden drei hochrangig besetzte Treffen des Konstanzer Arbeitskreises „Recht & Literatur“ statt (http://www.uni-konstanz.de/kulturtheorie/veranst_de.htm), der wie alle wissenschaftlichen Veranstaltungen auch den interessierten KollegiatInnen offenstand. Künftig

¹⁹ Vgl. James Bogen / James Woodward, Saving the Phenomena, in: *The Philosophical Review* XCVII, No. 3, Juli 1988, S. 303-352.

²⁰ Samuelle Carlson / Ben Anderson, What Are Data? The Many Kinds of Data and Their Implications for Data Re-Use, in: *Journal of Computer-Mediated Communication* 12 (2), article 15, <http://jcmc.indiana.edu/vol12/issue2/carlson.html>, [S. 1] und [S. 9].

²¹ Ebd., [S. 8].

²² Ebd., [S. 11].

²³ Einen aktuellen Überblick bieten: Christian Klein / Matias Martinez (Hg.), *Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens*, Stuttgart/Weimar 2009. – Als programmatischer Aufriss: Albrecht Koschorke, *Wahrheit und Erfindung*, a.a.O.

soll diese narratologische Spur im Kolleg vor allem in Verbindung mit dem neuen Cluster-Forschungsfeld „Praktiken des Wissens und Nicht-Wissens“ weiterverfolgt werden.

Dass das Erzählen nicht auf Fiktionalität festgelegt, sondern ein konstitutives Element auch von faktographischen Schreibweisen ist, wurde am ausführlichsten wohl in den Geschichtswissenschaften seit Hayden Whites initialem Buch *Metahistory: The Historical Imagination in Nineteenth Century Europe* von 1973 diskutiert. Unter umgekehrten disziplinären Vorzeichen wird diese inzwischen abgeebbte Debatte von einer langen literaturkritischen Kontroverse über Potential und Grenzen des historischen Romans präludiert, die letztlich immer wieder auf die Unterscheidung zwischen einer Darstellung des Wirklichen und des Möglichen in der aristotelischen *Poetik* zurückführt. Die Frage, was realistisches Erzählen in Literatur und Film zur Aufhellung historischer Zusammenhänge beitragen kann, entzündet sich an aktuellen Brennpunkten immer neu – jüngst an verschiedenen Versuchen, der Weltfinanzkrise mit ihren hochgradig abstrakten Interdependenzen ein Plotschema mitsamt Schurkenrolle unterzulegen.²⁴

Inzwischen darf es als allgemeiner Wissensstand gelten, dass Faktualität und Fiktion sich nicht trennscharf auf verschiedene ontologische Bereiche oder gesellschaftliche Funktionssysteme verteilen – wogegen allein schon die Existenz von sozial wirkmächtigen Realfiktionen in Bereichen wie Recht, Politik und Ökonomie spricht. An diesem Punkt berührt sich das Thema des Graduiertenkollegs mit der Programmatik der Konstanzer Forschungsstelle „Kulturtheorie und Theorie des politischen Imaginären“ (www.uni-konstanz.de/kulturtheorie). Auffällig ist, wie sehr der Begriff des Narrativs inzwischen in die Selbstbeschreibungsrhetorik solcher Funktionssysteme übergegangen ist – und noch allgemeiner in die Selbstdarstellung postmoderner Subjekte, sei es in therapeutischen Zusammenhängen, sei es im Bereich des *self-fashioning* und *self-management*. Der Ära der Dekonstruktion, die an allen Fronten gegen essentialistische Zuschreibungen ankämpfte, ist auf diesem Feld die Epoche einer sich narrativ-spielerisch gebenden *auktorialen Modellierung* von einstmals naturwüchsigen Identitätsmerkmalen gefolgt.

Im Begriff der Wirklichkeitserzählung spiegelt sich die dilemmatische Struktur der Frage des Realen noch einmal *in nuce* wider. Denn die Hervorhebung des narrativen Elements darf nicht den Blick darauf verstellen, dass es richtige und falsche erzählerische Sachverhaltsdarstellungen gibt. Auch in wissenschaftlichen Theorien spielen Sequentialisierung, Emplotment, Konstruktion anthropomorpher Protagonisten etc. zuweilen eine organisierende Rolle, doch geschieht dies nicht einfach auf Kosten ihrer referentiellen Funktion, *vulgo* Wirklichkeitstreue. Im Verbund wissenschaftsgeschichtlicher, philosophischer, literaturwissenschaftlicher und linguistischer Perspektiven ist hier noch sehr viel Methodenarbeit zu leisten, woran das Graduiertenkolleg mit seiner Eröffnungstagung 2010 über „Narrative der Referenz“ beteiligt war. In der Arbeit an den einzelnen Dissertationsprojekten hat sich die in den zurückliegenden Jahrzehnten erfolgte Annäherung zwischen Wissenschaftsgeschichte, Diskursanalyse und Literaturwissenschaft als äußerst fruchtbar erwiesen und wird weiterhin die begleitende Methodendiskussion prägen (ARBEITSBEREICHE B. KLEEBERG, A. KOSCHORKE).

1.7 Sozialontologien, Praktiken der Evidentialisierung in der Ethnologie

Eine enorm wichtige Erweiterung erfuhr die Agenda des Graduiertenkollegs durch die im Rahmen von Exzellenzplanungen der Universität Konstanz erfolgte Einrichtung des Faches Ethnologie. Für die Thematik des Realen ist diese Ergänzung aus zwei Gründen zentral. Erstens wird dadurch ein befremdeter Blick auf europäisch-westliche Ontologien des Sozialen, die noch in der heutigen Diskussion als allzu selbstverständlich erscheinen, disziplinär verankert. So werden in vielen Kulturen die Grenzen zwischen tierischen und menschlich-gesellschaftlichen Existenzformen als fließend angesehen, und zumal in Gesellschaften des globalen Südens ist die Vorstellung verbreitet, dass Geistwesen (z. B. Ahnengeister) aktiv an der Konstituierung sozialen Lebens beteiligt sind. Solche nichtwestlichen Sozialontologien stellen

²⁴ Vgl. den Essay von Burkhard Müller, Die Probleme des realistischen Romans, in: Zf. f. Ideengeschichte VII/2 (2013), S. 5-20, mit treffenden Bemerkungen zu Rainald Goetz' 2012 erschienenem Kapitalismus-Roman *Johann Holtrop*, S. 12ff.

eine interkulturelle Herausforderung für szientifische Ansätze dar, die sich wie selbstverständlich als realistisch oder naturalistisch etikettieren. Diese Herausforderung verschärft sich in dem Maß, in dem zum einen mit der wirtschaftlichen auch die normative Hegemonie des Westens an Boden verliert und zum anderen die ethnologische Feldforschung in zusehends symmetrischen Kommunikationssituationen stattfindet, das heißt von den ‚Untersuchungsobjekten im Feld‘ nicht nur im Hinblick auf ihre Sachhaltigkeit, sondern auch auf ihre epistemologischen Prämissen, ohne die sie allerdings im Westen das Attribut der Wissenschaftlichkeit verlöre, hinterfragt werden kann.²⁵

Zum anderen ist die Ethnologie als methodologisches Experimentierfeld für die Frage des Realen von besonderem Interesse. Auch in diesem Fach, in dem und anhand dessen sich die ‚Krise der Repräsentation‘ ja mitunter entzündet hatte, ist seit Längerem eine Rückkehr zum Gegenstand zu verzeichnen. Zwar hat die selbstreflexive Analyse ethnographischer Repräsentationspraktiken wichtige Resultate erbracht, sie drohte sich aber letztlich in immergleichen orientalisierungskritischen Interpretationsmustern zu verlieren. Überdies zehrte sie in einem quasi-parasitären Zugriff von der Existenz ethnographischer Primärbefunde, ohne ihnen selbst neue hinzuzufügen. ‚Rückkehr zum Gegenstand‘ bedeutet demgegenüber ein Bekenntnis zu ethisch und methodologisch reflektierter empirischer Arbeit, die danach strebt, das Verhältnis von Untersuchtem und Untersuchendem zu symmetrisieren, ohne die Erhebung valider Beobachtungen über fremde Lebenswelten a priori für unmöglich zu erklären.

Im Zuge dieser Neujustierung kam es zu einer interdisziplinären Annäherung zwischen Ethnologen und Vertretern der *Science and Technology Studies*, die dazu führte, der Materialität soziokultureller Vollzüge mehr Gewicht beizumessen. Als weiteres Korrektiv gegenüber einer einseitig sozialkonstruktivistischen Betrachtungsweise ist ein verstärktes Interesse an phänomenologischen Ansätzen zu verzeichnen, die dem leiblich-sinnlichen In-der-Welt-Sein mehr Bedeutung beimessen, als dies bei rein interpretativen Zugängen der Fall ist.

In diesem Zusammenhang finden *Praktiken der Evidentialisierung* gesteigerte Aufmerksamkeit, einerseits in der Selbstbeobachtung der Ethnographen, andererseits als Vorgänge im beobachteten Feld. Während man sich in der Ethnologie der 1980er und 1990er Jahre in befremdender Perspektive mit den soziokulturellen Voraussetzungen und Konsequenzen der kolonialen Durchdringung des globalen Südens beschäftigte, wobei einerseits die hegemonialen Ansprüche und alltagsweltlichen Strategien der Kolonialisten, andererseits Momente indigener Resilienz in den Blick kamen, richtet sich das aktuelle Interesse vor allem auf diejenigen Mechanismen, anhand deren die Neuerungen der (post)kolonialen Moderne stabilisiert und verstetigt werden. So wird etwa bürokratische Formalisierung nicht mehr als ein Phänomen angesehen, das den Gesellschaften des globalen Südens exogen ist und fremd bleibt, sondern als ein Ausdruck alternativer Modernen verstanden. In entsprechenden Untersuchungen, aber auch in neueren Ethnographien der Entwicklungszusammenarbeit und des Gesundheitswesens werden Anregungen der *Organization Studies* und der *Science and Technology Studies* aufgegriffen, um mit Blick auf Einschreibungsprozesse und deren spezifische Materialisierung nach der Durchsetzung von Rechenschaftsregimen und gouvernementalen Formen der Disziplinierung sowie nach Verfahren der Wirksamkeitseinschätzung zu fragen. Praktiken der Evidentialisierung kommt dabei eine entscheidende Rolle zu, beispielsweise in medizinethnologischen Untersuchungen zu den Aktivitäten pharmazeutischer Unternehmen in Ländern des globalen Südens oder auch in rechtsethnologischen Studien zur Integration von Strategien des *cultural defense* in die staatliche Gerichtsbarkeit.

Ein weites Forschungsgebiet stellen zudem die Evidentialisierungen sozioreligiöser Praktiken dar. Beachtung findet vor allem der weltweite Erfolg pfingstkirchlicher Bewegungen. Deren charismatische Autoritäten müssen sich, ganz im Sinn von Max Weber, immer wieder aufs Neue beweisen. Die medialen und materiellen Spuren, die sie im Kampf um ihre Publikumswirksamkeit hinterlassen, bieten einen interessanten Untersuchungsgegenstand im Schnittfeld von Religionsethnologie und

²⁵ Vgl. Thomas G. Kirsch, *From the Spirit's Point of View. Ethnography, Total Truth and Speakership*, in: Olaf Zenker und Karsten Kumoll (Hg.), *Beyond Writing Culture. Current Intersections of Epistemologies and Representational Practices*, New York/Oxford 2010, S. 89-112.

Medienanthropologie. Was die Medienanthropologie angeht, so wurde in den Anfangsjahren des Internets dominierende Diskurs über die Virtualisierung und sozialräumliche Ungebundenheit medialer Repräsentationen im Zeitalter der Globalisierung inzwischen durch ein verstärktes Interesse an der Praxeologie des Mediengebrauchs abgelöst. Dadurch gewannen Faktoren wie soziale Einbettung, Situativität, Kontextualität und lebensweltliche Emergenz erheblich an Aufmerksamkeit – nicht nur in der Aneignung der medial transportierten Inhalte, sondern auch im materiellen Umgang mit den entsprechenden Apparaturen und Technologien.

Eine gesteigerte Referenz auf das ‚Reale‘ drängt sich der Ethnologie überdies in Anbetracht der außerwissenschaftlichen Implikationen ihrer Forschungen auf. In historischer Perspektive gilt dies für die koloniale Verstrickung des Faches und seine (unterstützende oder widerständige) Involviertheit in die nachholenden Modernisierungsprozesse des globalen Südens. In jüngerer Zeit gewinnen Fragen des Fachverständnisses als *public anthropology* im Rahmen einer *audit culture* an Bedeutung. Nicht zuletzt die Vereinnahmung von Wissenschaftlern als *embedded anthropologists* und im Rahmen militärischer Auftragsforschung führt dazu, dass akademische Neugierde unmittelbare realpolitische Konsequenzen nach sich zieht.

1.8 Das Reale im Fächer der Disziplinen

Wie schon dieser knappe Aufriss zeigt, führt die Frage des Realen mitten hinein in einen Streit der Fakultäten eigener Art. Wenn der Anthropologe Philippe Descola in einer die Ideensysteme unterschiedlichster Völker vergleichenden Untersuchung, die ihren Ausgang von eigenen Feldforschungen im Amazonasgebiet nimmt, die modernen Grenzziehungen zwischen Natur und Kultur, Belebtem und Unbelebtem, Menschlichem und Nichtmenschlichem zu historischen Sonderfällen erklärt und damit ihrer Selbstevidenz entkleidet²⁶, dann ist damit die eine Seite eines epistemologischen Spektrums markiert, dessen Gegenseite im Objektivitätsanspruch experimenteller Wissenschaften zu suchen sein würde. Beides hat seine Berechtigung: der Respekt vor dem Andersdenken der Anderen und das Postulat, dass wissenschaftliche Gesetze universell gültig sind – das Verstehen und das Erklären. Indessen stimmt der Verlauf der erkenntnistheoretischen Frontlinie zwischen Naturalismus und Relativismus nicht durchweg mit dem Graben, der seit dem 19. Jahrhundert *sciences* und *humanities* trennt, überein. In der Hirnforschung und in den Kognitionswissenschaften wird mit dem Konstruktivismus sympathisiert, während es auch in den Humanwissenschaften Bereiche gibt, die sich einem szientifischen Objektivismus verpflichtet fühlen. Wo der Dimension des Historischen Rechnung getragen werden muss, ergeben sich andere Denknöwendigkeiten als dort, wo ein idealisiertes Erkenntnissubjekt mit einem experimentell aus seinem Kontext herausgelösten, den Bedingungen der Austauschbarkeit und Wiederholbarkeit genügenden Befund allein ist. Einem Forschungsverbund zum Realen, der wissenschaftliche, medienhistorische, ethnographische und wissenschaftsgeschichtliche Zugangsweisen umgreift, ist es aufgegeben, beide Forderungen, die der Geschichte und die der Wissenschaft, miteinander zu vermitteln. Letztlich sind aber alle Wissenschaften vor das Rätsel gestellt, wie es möglich ist, dass Menschen sich unter ihren jeweiligen historisch-kulturellen Bedingungen in den unterschiedlichsten Weltentwürfen einzuordnen verstehen und doch allesamt Bewohner derselben Welt sind.

2 FORSCHUNGSFELDER

2.1 Kant und die Folgen (D. Emundts)

In der Philosophie wird seit einigen Jahren viel von einer Rückkehr der Metaphysik bzw. der Ontologie geredet. Dabei wird häufig angenommen, dass Kant jede metaphysische Fragestellung durch eine erkenntnistheoretische ersetzt habe.²⁷ Angesichts dessen stellt sich zunächst die Frage

²⁶ Philippe Descola, *Jenseits von Natur und Kultur*, Berlin 2011, S. 60f und passim.

²⁷ Vgl. zum Beispiel Michael J. Loux, *Metaphysics. A Contemporary Introduction*, New York 2003.

(1), ob sich hieraus für Kant tatsächlich – wie oft attestiert – ein Problem ergibt.

In der Geschichte der Philosophie haben sich unmittelbar nach Kant Positionen etabliert, die ihre Aufgabe in einem zu Kant alternativen Verständnis des Realen gesehen haben. Insbesondere Hegel hat Kants Auffassung des Dings an sich kritisiert. Es stellt sich hier die Frage (2), wie seine Auffassung der Wirklichkeit und seine ‚Rückkehr zur Metaphysik‘ zu verstehen ist und wie sich seine Position zur heutigen Debatte verhält.

Meiner eigenen These zufolge²⁸ verwendet Hegel den Begriff der Erfahrung, um dem Umstand Rechnung zu tragen, dass unsere Wirklichkeit weder etwas faktisch einfach Gegebenes ist, noch etwas nur von uns Gemachtes darstellt. Im Rahmen der Forschung über das Reale ist daher die Frage (3) relevant, ob diese und ähnliche Lösungskonzeptionen (denen sich die Phänomenologie, aber auch der Neorealismus zuordnen lässt) wirkliche Lösungen darstellen.

(1) Kants Erscheinungen und die Dinge an sich

Anders als es in der jetzigen Debatte zuweilen klingt, ist es alles andere als klar, wie Kants Haltung zur Ontologie genau verstanden werden muss. Man kann zum einen Kants Pointe darin sehen, dass man erkenntnistheoretische und ontologische Fragen gar nicht voneinander unterscheiden kann. Dieser Ansicht zufolge wollte Kant darauf hinaus, dass wir so in die Welt eingebunden sind, dass wir sie ohne unsere begrifflichen Zutaten überhaupt nicht als Welt ansehen könnten. Die Unterscheidung von einer Welt an sich und einer Welt *für uns* soll dadurch hinfällig werden. Zum anderen kann man aber auch Kant als Idealisten oder Konstruktivisten sehen: Die Gegenstände, auf die wir uns beziehen, sind durch uns konstituiert. Und schließlich hat Kant in seiner praktischen Philosophie zweifellos eine starke ontologische These vertreten, indem er sich (unter anderem) auf die Dinge an sich positiv bezieht. Diese komplexe Konzeption bedarf nicht nur weiterhin einer plausiblen Auslegung, sie berührt außerdem Themen, die für unsere heutigen Fragen nach dem Realen und seiner Subjektabhängigkeit aktuell geblieben sind. Ein Beispiel: Wie kann man ein solches Verständnis mit unserem Alltagsverständnis verbinden? Kann man als Vertreter dieser Konzeption überhaupt noch davon sprechen, dass wir etwas so erkennen, wie es wirklich ist? Bedeutet „Realität“ auch „Subjektunabhängigkeit“?

(2) Hegels Begriff des Realen

Hegel hat Kant zeitlebens für dessen Unterscheidung von Erscheinungen und Dingen an sich kritisiert. Anders als häufig bei heutigen Positionen der Fall, teilt Hegel mit Kant allerdings sehr grundlegende Auffassungen zu Selbstbewusstsein, Erkenntnis und Weltbezug. Gerade deshalb sind seine Strategien und Lösungen als eigenständige Beiträge wahrzunehmen. Hegels Kritik hängt unter anderem mit einer Kritik an Kants Auffassung von apriorischen Begriffen zusammen. Nach Hegel ist Kants Vorstellung davon, dass wir Verstandesbegriffe haben, die wir ohne Erfahrung generieren, zumindest zum Teil für Kants Probleme mit dem Umgang mit Objektivität verantwortlich. Daher will Hegel ein alternatives Verständnis der (transzendentalen) Logik entwickeln, das er in das Zentrum seiner Philosophie stellt.

(3) In seiner *Phänomenologie des Geistes* führt Hegel mit dem Erfahrungsbegriff einen Begriff ein, der grundlegend für unser Verständnis des Realen sein soll. Erstens soll durch den Begriff „Erfahrung“ zum Ausdruck gebracht werden, dass unser Weltverhältnis nicht in ein (starrs) Subjekt-Objekt-Schema gezwängt werden kann, sondern dass wir in einen Prozess aktiv involviert

²⁸ Siehe Dina Emundts, *Erfahren und Erkennen. Hegels Theorie der Wirklichkeit*, Frankfurt/M. 2012.

sind, aus dem unser Weltverständnis hervorgeht und durch das es sich entwickelt. In diesem Prozess bilden sich auch erst die Begriffe und Prinzipien, die für unsere Erkenntnis leitend sind. Zweitens erlaubt es der Begriff der Erfahrung, eine Wirklichkeit anzunehmen, auf die wir in verschiedener Weise und mit verschiedenen Begriffen – also etwa wissenschaftlich oder alltäglich – Bezug nehmen können. Es wird daher auch der Anspruch erhoben, die naturwissenschaftliche mit der praktischen Perspektive auf die Wirklichkeit verbinden zu können. Drittens wird mit dem Erfahrungsbegriff eine existentielle Dimension angesprochen, die verschiedene, auch defizitäre oder missglückte Formen des Bezugs auf das Reale erklärbar machen soll.

Mit Hegels Ideen verwandte Ansätze gibt es insbesondere in der Phänomenologie. So findet sich etwa bei Heidegger und Merleau-Ponty die Konzeption des *in* oder *zur Welt seins*. Bei Husserl und Merleau-Ponty weist auch die intentionale Wahrnehmungsstruktur Ähnlichkeiten mit Hegels Erfahrungsbegriff auf. Bei allen Ähnlichkeiten sind diese Konzeptionen natürlich in vielen Hinsichten von denen Hegels unterschieden (beispielsweise in der Rolle der Logik, in dem Verständnis einer Alltagswelt usw.) Sowohl die Phänomenologie als auch Hegel sollen kritisch darauf hin befragt werden, inwiefern und inwieweit sie tatsächlich eine zu klassischen philosophischen Antworten alternative Konzeption des Realen anbieten.

2.2 Das Reale in der Wissenschaftsgeschichte (Bernhard Kleeberg)

Das wissenschaftshistorische Forschungsfeld des Graduiertenkollegs orientiert sich auch in der zweiten Förderphase an der historisch-epistemologischen Untersuchung erkenntnistheoretischer Grundkategorien der Bestimmung von Wirklichkeit, wie sie etwa Lorraine Daston, Peter Galison und Hans Jörg Rheinberger vorgenommen haben. Im neuen Förderzeitraum wird die Ausrichtung des Forschungsfelds allerdings leicht modifiziert. Standen bisher erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Reaktionen auf Krisen der Referenz im Mittelpunkt, sollen es nun die unbefragten und halbbewussten Praktiken sein: die alltäglichen Handlungsroutrinen und Gewohnheiten, die selbstverständlich ablaufenden Prozesse, die den Normalzustand wissenschaftlichen Realitätszugangs kennzeichnen. Nicht Erkenntnistheorien als Effekt wissenschaftlicher Ausnahmestände oder Ängste sollen thematisiert werden, sondern das konkrete Erlernen, Stabilisieren und Perpetuieren wirklichkeitskonstitutiver Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, die kleinen Sprünge zwischen Referent und Begriff, die Wirklichkeit produzierenden Praktiken und Methoden, wie sie im Kontext der Science and Technology Studies u.a. bei Bruno Latour und John Law Gegenstand sind, das „working knowledge“ der Normalsituation.²⁹

Ins Blickfeld treten damit all die vermeintlich philosophisch trivialen Phänomene, die das Funktionieren der Wissenschaften in ihrer „normalen Phase“ (Thomas Kuhn) sichern: das Erlernen von Handbuchwissen, der dominanten Regeln der Problemlösung; die Aneignung und Weitergabe von Wahrnehmungsmustern, Denkstilen und zu Gewohnheiten kondensierten Praktiken, die das System auch unter veränderten Bedingungen nachjustieren; die die „Beharrungstendenz“ (Ludwik Fleck) bzw. Stabilität (Michael Polanyi) der Meinungssysteme aufrechterhaltenden Medien und Institutionen, die ästhetischen Vorlieben, die epistemischen Tugenden und Laster, die Struktur- und Ordnungsbildung durch Wiederholung garantieren und damit allererst die Standards schaffen, anhand derer Wirklichkeitsrepräsentationen üblicherweise

²⁹ Isaac, Joel, Working Knowledge. Making the Human Sciences from Parsons to Kuhn, Cambridge/Mass. und London 2012.

beurteilt werden. Dies schließt auch die das Realitätsbewusstsein mittragenden Reibungen, kleinen Störungen und Dissonanzen, die Irritationen und Hindernisse von Handlungsabläufen mit ein, die unterhalb epistemologisch relevanter Beobachterebenen anzutreffen sind. All diese Momente wissenschaftlicher Realität kennzeichnen eine wissenschaftliche Praxis, in der die Dichotomie zwischen dem Realen und der Welt des Begrifflichen gerade nicht präsent ist, in der das Reale unthematisch, implizit bleibt.³⁰ Dies gilt auch – und damit ließe sich die Wissenschaftspraxis noch stärker als bisher als eine soziale Praxis unter anderen in Augenschein nehmen – für die alltägliche Kommunikationen *über* Wissenschaft, in denen die soziale Realität epistemologische Perspektiven auf das Reale vorstrukturiert, bzw. umgekehrt ein theoretischer Wirklichkeitszugang unter Bezug auf vernakulare Theoriepraxen formuliert wird.³¹ Hier könnte überdies eine politische Epistemologie ansetzen, die Traditionen des Umgangs mit bzw. Politiken des Zugriffs auf Subjekte, die Wissenschaft als Beruf betreiben, zum Gegenstand hat.

2.3 Performative Realitäts- und Evidenzversicherungen in der russischen Kultur (J. Murašov)

Bedingt durch das Fehlen von institutionell befestigten Formen politischer Identität und Partizipation werden in der Slavia seit dem 19. Jahrhundert Literatur und Kunst für nationale Selbstversicherungen massiv in Anspruch genommen. Die poetologischen Effekte der Referenz- und Realitätsanforderungen, denen Literatur und Kunst in den slavischen Kulturen immer wieder ausgesetzt sind, waren im Einrichtungsantrag als eine Tendenz zum Antifiktionalen gefasst worden. In dem Maße, wie in der zweiten Arbeitsphase des Kollegs der Akzent von der heuristischen Problematik auf die ästhetischen Praktiken der Realitäts- und Wahrheitsversicherung verschoben wird, lassen sich nun auch verstärkt jene vielfältigen und komplexen Mechanismen in den Blick rücken, die das antifiktionale Aussetzen der Differenz von Darstellung und realer Eigentlichkeit, von Erscheinung und Wesen, von Zeichen und Bedeutung als eine Wendung auf das Reale und Wesentliche prozessual im Überschreiten von Text-, Diskurs-, System-, Genre- oder Gattungsgrenzen bewerkstelligen.

Unter performanztheoretischen Aspekten lässt sich zunächst der so kanonische Themen- und Forschungsbestand des russischen literarischen Erzählens des 19. Jahrhunderts neu bedenken. Dieser wird durch drei Paradigmen bestimmt – durch die Poetik des *skaz*, die der Formalist Boris Eichenbaum anhand von Nikolaj Gogol's Prosa als eine in der Schrift simulierte Mündlichkeit konzeptualisiert, durch die *Polyphonie*, die als offenes, dialogisches, aller Festschreibung sich entziehendes Fabulieren Michail Bachtin am Beispiel Dostoevskij expliziert, und die *Verfremdung*, die Viktor Šklovskij bei Lev Tolstoj entdeckt und die auf eine Deautomatisierung von Wahrnehmung und auf eine Reaktivierung eines (vermeintlich) ursprünglichen, lebendigen Spracherlebens zielt. Alle drei Konzepte russischen Erzählens stellen nicht auf (räumlich) sequenzielle narratologische Ordnungen ab; sie begründen und bedingen keine Erzählgrammatiken, sondern sind – im Gegenteil – als Verfahren darauf angelegt, prozessual den semiotischen Abstraktionsprozess des schriftlichen Erzählens permanent zu depotenzieren, um ihn wieder auf sprachliche Erlebnisformen der Mündlichkeit rückzubeziehen. Indem sie performativ ihre eigene Grammatizität ständig unterlaufen, stellen *Skaz*, *Polyphonie* und *Verfremdung* poetische Verfahren dar, die durch mediale Trans- oder Regression des abstrakten Schriftwortes in die (verlorene) Urszene des mündlichen Wortes zurückstreben.

Eine ähnliche prozessuale, verfahrensbasierte Realitäts- und Wahrheitsversicherung ist auch im philosophischen Diskurs beobachtbar, der sich in Russland im 19. Jahrhundert zu formieren beginnt. In

³⁰ Harry Collins, *Tacit and Explicit Knowledge*, Chicago/London 2010; Michael Polanyi, *Implizites Wissen* [1966], Frankfurt am Main 1985.

³¹ Bernhard Kleeberg / Andreas Langenohl, *Kulturalisierung, Dekulturalisierung*, in: *Kulturalisierung. Zeitschrift für Kulturphilosophie* 2011/2, S. 281-302; Andrew Pickering, „The Politics of Theory“, in: *Journal of Cultural Economy* 2/1 (2009), S. 197-212.

ihren textuellen Strukturen lässt sich diese eigentümliche russische Philosophie als atopisch beschreiben.³² Diese atopischen Texte generieren keine stabilen begrifflichen Konstruktionen, um dadurch theoretische Verbindlichkeit und Evidenz zu erzeugen. Vielmehr sind sie auf ein permanentes Überschreiten von Setzungen und das Auflösen von (traditionell vorliegenden) Topiken aus. Indem sie die notorische Unzulänglichkeit aller Signifikation gegenüber der Bedeutungsfülle jenseits des Textes vorführen, wollen sie den Text an eben jener Realität des unfassbar Eigentlichen performativ partizipieren lassen. Zwei komplementäre Erscheinungsweisen dieses atopischen, auf das jenseits aller Zeichen Wesenhafte versessenen Philosophierens stellen Vladimir Solov'evs Religionsphilosophie und Nikolaj Fedorovs Metaphysik technizistischer Machbarkeit dar. Während Solov'ev graphomanes Philosophieren jede begriffanalytische Bewegung ständig in religiöse Kommunikation zurückverwandelt, entwickelt Fedorov eine abstruse, gleichwohl technizistisch fundierte Heilstheorie der Unsterblichkeit, indem er alle Differenzen von eigentlicher und metaphorischer Rede unterläuft – zugunsten von unmittelbar realitätshaltigen Sprech- und damit Handlungsakten, die, zusammen mit seinem eigenen Text, gleichsam magisch in die Realgeschichte hineindrängen. Eine performanztheoretische Untersuchung von Solov'evs und Fedorovs Philosophie in Hinblick auf textuelle Verfahren stellt ein unbedingtes Desiderat dar, dem eine gehörige wissenschaftshistorische Relevanz zukommt. Was nämlich bei Solov'ev als atopische Textstrategie der Evidenzsicherung beschrieben werden kann, lässt sich in einer sublimierten Form in der sowjetischen Semiotik seit den 1930er Jahren und schließlich exemplarisch auch bei Jurij Lotman beobachten. Der (religiöse) transzendente Horizont des Ungeschiedenen, auf den hin Solov'ev sein eigenes hoch erudiertes begriffanalytisches Philosophieren performativ transparent werden lässt, kehrt in Lotmans totaler Semiose wieder, in die, in markanter Frontstellung gegen die differenzielle Logik der Saussureschen Theorie, alle Phänomene, die theoretisch zur Sprache gebracht werden, nun als kulturelle Realien und Wesenheiten eingeschmolzen werden. Von Fedorovs atopischem und phantastischem Technizismus hingegen lässt sich eine – in der Forschung bislang nur wiederholt angedeutete, doch bislang nicht systematisch verfolgte – Beziehung zu der eigentümlich magisch disponierten sowjetischen Wissenschaft ausmachen, die sich trotz eklatanter wirtschaftlicher und technischer Misserfolge seit den 1930er Jahren von ihrem Realitäts- und Machbarkeitskonzept bis in die 1980er nicht abbringen ließ. Mit der Fokussierung auf ästhetische Praktiken der Realitätsversicherung tritt im slavistischen Forschungsfeld gegenüber dem Einrichtungenantrag nun nochmals verstärkt die für ganz Osteuropa so prominente, performative Körperkunst in den Horizont der Aufmerksamkeit. Im spät- und nach-sowjetischen Russland ist es gerade der drastische Körper, der als ultimativer Realitätsanker in das Zentrum der künstlerischen Aktivitäten rückt. Verschiedene Stufen von Emergenz und medialer Vermitteltheit körperliche Drastik lassen sich dabei ausmachen: eine zunächst noch medial gedämpfte, erzählte körperliche Drastik, die sich in den Texten (Vladimir Sorokin, Jurij Mamleev) als monströse Eigentlichkeit des Phänomenalen erweist, dann die Körperszenarien von Oleg Kulik, der im befriedeten Raum der Kunst, in Museen und Galerien ordentlich dokumentiert, zur drastischen Tat schreitet, und schließlich die drastischen Körperaktionen eines Aleksandr Brener oder Anatolij Osmolovskij, die darauf aus sind, in öffentlichen Räumen den künstlerischen *common sense* zu provozieren und die polizeiliche Behörde auf den Plan zu rufen, um dann dieses Interagieren von ultimativem Kunstwollen und staatlichem Ordnungsbestreben auf Video für spätere Anschlusskommunikationen diverser Diskurse aufzuzeichnen.

Das wechselseitige Intervenieren zwischen dem künstlerischen Betrieb und politischen Institutionen wird seit den 2000er Jahren unter den Bedingungen der telekratisch „gelenkten Demokratie“ Vladimir Putins zu einem zentralen Bestandteil radikaler ästhetischer Praxis. In verschiedenen Formen werden in und mit Literatur und Kunst Realien des Politischen refiguriert. Eine signifikante Rolle kommt hier zunächst dem Theater als Raum investigativer *reenactments* von aktuellen, meist heiklen politischen Ereignissen zu. Über dokumentarische Repräsentation weit hinausreichend, geht es hier darum, die massenmediale Herstellung und Kommunikation von politischem Geschehen als Vitalisierungsressource für ein nationalistisches Ethos durch die spezifische Präsenz des Bühnenspiels zu dekonstruieren. Dabei fungiert der Theaterraum nicht primär als Raum der ästhetischen Repräsentation des Politischen, sondern umgekehrt als Institution der

³² Vgl. dazu die Modellanalyse zum theoretischen Diskurs beim russischen Symbolisten Vjačeslav Ivanov in: Jurij Murašov, Im Namen des Dionysos. Zur Mythopoetik im russischen Symbolismus am Beispiel von Vjačeslav Ivanov, München 1999, S. 20-60.

Repolitisierung in einer von der Zirkulation und Verstärkung affektiver Haltungen geprägten massenmedialen Kommunikation. Beispielhaft dafür stehen die Produktionen des traditionsreichen Theaters des Moskauer Polytechnischen Museums, des sog. *Politeatr*, und vor allem des Theaters *Teatr.doc*. Auf eine basale Repolitisierung zielen auch die Aktionen der *ArtGroup Čto delat* (Was tun), bei denen sich die Prozeduren ästhetischer Verbalisierung – beispielsweise im Meditieren über Bilder des sozialistischen Realismus – als Probeläufe politischer Sprachfähigkeit erweisen. Auf einem kalkuliertes Überschreiten von Grenzen der Legalität basieren die Projekte der Kunstaktivisten der Gruppe *Vojna* (Krieg), aus denen dann auch die Auftritte der feministischen Punkformation *Pussy Riot* hervorgegangen sind. Hier handelt es sich um präzise geplante und medial präparierte Aktionen, die darauf zielen, in den Reaktionen das reale Funktionieren des Gesamtsystems in seinen massenmedialen, institutionellen, bürokratischen und politischen Mechanismen an den physischen Körpern und den sozialen Existenzen der Protagonistinnen selbst unmittelbar sichtbar werden zu lassen.

2.4 Inszenierte Kontingenz – Findeprozeduren und Materialbeschaffung in den künstlerischen Avantgarden (Juliane Vogel)

Den Ausgangspunkt in diesem Forschungsfeld bildet die Beobachtung, dass die Produktionskonzepte der Avantgarden nicht mehr auf Erfindung, sondern auf Funden und Findungen beruhen, während die als „rauschhaft“ beschriebenen und intuitionsgeleiteten Produktionsformen der Goethezeit der Vergangenheit angehören. Dadaistische, surrealistische, aber auch dokumentarische Verfahren lösen sich endgültig von den Prämissen der Geniekultur und arbeiten mit Objekten, die im Zuge planmäßiger oder aleatorischer Recherchen in der modernen Stadtlandschaft, auf Reisen mit unterschiedlicher Reichweite, im Traum oder bei Bibliotheks- und Archivrecherchen aufgefunden und in ihrer Materialität verarbeitet werden. Vor diesem Hintergrund sind die Formen des Suchens und Findens zu rekonstruieren, die diese von Originalitätsanforderungen unbelasteten Arbeitsweisen bestimmen und mit Bernd Stiegler als Formen „inszenierter Kontingenz“ bezeichnet werden können.³³ Unter diesem Gesichtspunkt können vor allem die Verfahren von Montage und Collage als ästhetisch-intellektuelle Strategien des Suchens und Findens beschrieben werden (Beispiel: *Found footage*, Geländerecherchen), die insbesondere auf triviale, d.h. zugängliche Materialien aus sind.³⁴ Im Mittelpunkt des Forschungsfeldes steht daher die Frage, nach welchen Kriterien und in welchen Schritten Avantgarden ihre Materialsuche organisieren, in welche Verfahrensketten diese jeweils eingebettet ist und welche Traditionen damit aufgerufen sind. Umgekehrt rücken auch die Arbeitsformen der Repräsentanten der klassischen Moderne in den Blick, die sich in ihren Such-, Finde-, Selektions- und Lagerungspraktiken (Spaziergänge, Flohmarktbesuche, Privatarhive, Findebücher, Journale, Sammelmappen) zunehmend weniger von den Avantgarden unterscheiden lassen (Hofmannsthal, Döblin, Musil).

Der Fokus liegt dabei auf den Spielarten der „interaction of chance and the prepared mind“ (Whewell). Während in der Vergangenheit und insbesondere in der Benjamin-Forschung die intuitiven Findeformen im Zentrum der Aufmerksamkeit standen, werden hier nun stärker die Prozeduren regelgeleiteter Suche und die Institutionen der Ablage akzentuiert. Und dominierten bislang Aspekte der Unwillkürlichkeit und die Semantiken des „Treffens“, des „Zustoßens“, des Epiphanischen oder auch der Anagnorisis (Benjamin, Proust), so sind sie nun mit Prozeduren in Verbindung zu setzen, die das Ereignis des Findens rationalisieren und sein Eintreffen wahrscheinlich machen. Den Artefakten der Erfindung werden nun die Artefakte des Findens bzw. das Artefakt „Fundstück“ gegenübergestellt und die Sucheinstellungen nachvollzogen, die

³³ Bernd Stiegler, *Montagen des Realen. Photographie als Reflexionsmedium und Kulturtechnik*, München 2009.

³⁴ Vgl. Anke te Heesen, *Der Zeitungsausschnitt. Ein Papierobjekt der Moderne*, Frankfurt/M. 2006.

einen erwarteten oder unerwarteten Gegenstand in dem als unübersichtlich erfahrenen Feld der Wirklichkeit antizipieren bzw. vorwegnehmend definieren. David Gugerlis Bemerkung, dass ein Gesuchtes nur dann gefunden werden kann, „wenn es eine Adresse hat“³⁵, d.h. durch einen Suchbegriff objektiviert ist, gilt auch schon für die Pioniere der Montage/ Collage (Schwitters). Ausgehend von modernen und vormodernen Such- und Findekonzepten (Heartfield, Höch, Tschichold, Breton, Saint Pol-Roux, Burroughs, Brinkmann u.a.) ist daher die dynamische Relation von Suchprozedur und „glücklichem Fund“ (Benjamin) zu untersuchen und die Verschränkung von Zufall und Heuristik im Licht ihrer Transformationen bis in die Gegenwart hinein zu beobachten.

Für ein Verständnis der Materialbeschaffung ist dabei ein Blick auf die rhetorische Tradition der *Inventio* unerlässlich. Beginnend mit der Toposlehre des Aristoteles, fortgesetzt bei Cicero und Quintilian, gibt diese eine bis in die Neuzeit weiterwirkende Findekunst weiter, die ihre Objekte in einem streng regelgeleiteten Unterscheidungsverfahren gewinnt. Seit der Antike bildet sie den Kern eines Redekonzepts, das Redestoffe nicht in der Erfindungsgabe eines Redners, sondern auf streng systematisierten Findungswegen aufsucht. Zugleich benennt die Kunst der *Inventio* die Orte (*loci* oder *topoi*) bzw. Verfügungsfelder, an denen Funde zu machen sind, die das Argument strukturieren und die Affektlage des Zuhörers beeinflussen. Ein Blick auf die Toposforschung³⁶ könnte zeigen, welche Kriterien eine nicht intuitiv vorgehende Findekunst unter den künstlerischen Produktionsbedingungen der Moderne aufstellt und welche Vermögen durch die regelgeleitete Suche erfordert und stimuliert werden (*Iudicium, Eruditio*). Auf diesem Weg lässt sich die These weiterverfolgen, dass sich die historische Avantgarden, auch wenn sie sich nicht mehr durch einen Katalog von Beweisgründen, sondern durch Archive, Sammlungen, Flohmärkte und Altpapiersammlungen bewegen, wieder auf die urteilsgeleiteten Rechercheformen der *Inventio* zurückbesinnen. Auch die experimentellen Scharfsinnsproben der *Serendipity* gewinnen in diesem Zusammenhang neues Interesse.³⁷

Außerdem gilt es zu berücksichtigen, dass die Materialrecherchen der Moderne – in ihren avantgardistischen Ausprägungen, aber auch in den ihnen benachbarten Richtungen – in eine Zeit der sich zunehmend institutionalisierten und verwissenschaftlichen Suche fallen. Zu behandeln sind daher auch die jeweils zeitgenössischen Anordnungen und Institutionen, in denen Suchbewegungen zusammengeführt, systematisiert und professionalisiert werden. Avantgardistische Praktiken der Collage und Montage entstehen zeitgleich mit der Einrichtung von Zeitungsausschnittsdiensten, in denen professionelle Leser Suchaufträge erledigen, und Bild- bzw. Inseratendiensten, die den Umfang des Suchfelds erweitern, vereinheitlichen und auf diesem Weg zugleich zu einer wichtigen Quelle für eine materialgestützte künstlerische Produktion werden (Jean Arp, Karl Kraus, Tristan Tzara). Auch die Detektivbüros der 20er Jahre ff. siedeln sich unter diesen Dienstleistungseinrichtungen an. Nicht zuletzt ergeben auch Therapieszenarien der Psychoanalyse eine Suchanordnung, an deren Ende die konstruktionsgeleitete Wiederfindung einer Erinnerung steht, sowie sich auch wissenschaftliche und kriminalistische Suchverfahren in die Reihe dieser Einrichtungen einstellen lassen. Wichtige Direktionslinien führen außerdem zu den modernen Suchmaschinen, die formatierte Resultate produzieren und damit zugleich eine Umkehrung der Suchrichtung wahrscheinlich machen: Wie Gugerli zeigt, können Suchende aufgrund von Suchprotokollen aufgefunden und auf ihre politischen und privaten Bedürfnisse und Absichten

³⁵ David Gugerli, *Suchmaschinen. Die Welt als Datenbank*, Frankfurt/M. 2009.

³⁶ Vgl. Lothar Bornscheuer, *Topik. Zur Struktur der gesellschaftlichen Einbildungskraft*, Frankfurt/M. 1976.

³⁷ Robert Merton/ Elinor Barber: *The Travels and Adventures of Serendipity. A Study in Sociological Semantics and the Sociology of Science*. Princeton 2004.

hin überprüft und überwacht werden. Diese Faktoren summieren sich zu der Frage, wie sich die künstlerische Recherche in einer Zeit der netzgestützten Suche, der elektronischen Archivierung und der kontrollierten Abfragebedingungen verändert.

Bewegen sich diese Such- und Findeformen im Horizont der Erwartungssicherheit und der glückten „preparation“ (Barthes), ist demgegenüber auch nach dem Imaginären der Recherche zu fragen, das die technische Evolution der Materialbeschaffung begleitet und sich bis heute in genrehaften Suchaventuren mit materialromantischen Akzenten niederschlägt. In diesem Kontext lassen sich nicht nur die Texte der Flanierkultur neu lesen, auch Literatur, Film, Serien und Autobiografien der Moderne schreiben alte Findemythen fort. Flankierend sollen daher im „Counter shot“ auch die Narrative der glücklichen Entdeckung bis in die Gegenwart in den Blick genommen werden, die Fiktionen der archivbesessenen Postmoderne, die einerseits den Mythos vom unerwarteten Fund – das Finden „per chance“ – kultivieren und damit den Faktor Kontingenz wieder in das Suchfeld einführen. Andererseits lässt sich ein unbeirrtes Festhalten am Anagnorisismodell konstatieren: das Weiterschreiben von Fundgeschichten, die sich als Geschichten des Wiederfindens erweisen. Diese bewegen sich in ödipalen Dreiecken und lassen das kontingente Feld der Wirklichkeit am Ende einer Suche, d.h. rückwirkend als kohärenten Zeichen- und Bedeutungsraum erfahrbar werden. Auch wenn sich Suchvorgänge immer weiter technologisch perfektionieren, werden in den Künsten und der Populärkultur unorthodoxe Suchformen gegenwärtig gehalten, die die Undurchdringlichkeit und Undurchsichtigkeit des „Topos“ Wirklichkeit suggerieren und den leiblichen und psychischen Einsatz des Suchenden auf den chaotischen Suchfeldern eines zunehmend verwahrlosten Globus erforderlich machen. Sie bewegen sich virtuos zwischen Chaos und Raster und bewahren die Spannung des Abenteurers, auch wenn sie sich dabei moderner Recherchemethoden bedienen. Diese Imaginationen geben außerdem Hinweise sowohl auf die körperlichen Dispositionen des Suchenden: auf seine elastischen Bewegungsformen, seine Gangarten, Geschwindigkeiten und die damit verbundenen Suchverläufe. Sie geben aber auch Aufschluss über die psychischen Dispositionen bzw. auf die „preparations of the mind“, die Benjamin als „feine Witterung“, „Sensorium“ und taktischen Instinkt bezeichnete.

2.5 Fotografische Normalisierung (Bernd Stiegler)

In der Fotografiegeschichte finden sich diverse Versuche, Individualität in Typen und Kontingenz in Normen zu überführen. Diese verstehen sich durchweg als Inszenierungsstrategien, die einerseits die Fotografie als technisches Medium des Realen ansehen, andererseits aber eine fotografische Bearbeitung der Bilder oder ihre dezidierte Inszenierung für erforderlich halten. Aus Einzelbildern sollen Normen werden. Daher ist der serielle Charakter der Bilder konstitutiv: Fotografien werden im Rahmen regelrechter Experimentalanordnungen eingesetzt, die theoretischen Vorgaben folgen und Ergebnisse vor Augen zu führen haben. Sie sollen Evidenz erzeugen und zugleich nutzbar sein. Im Forschungsfeld "Fotografische Normalisierung" sollen die verschiedenen Formen einer solchen fotografischen Normalisierung historisch wie theoretisch rekonstruiert werden. Anzuführen sind drei große Bereiche:

1. Praktiken der Normalisierung

Dieser Bereich umfasst, um nur einige wenige Beispiele zu nennen, die Aufnahmen Adrien Tournachons, dem Bruder Nadars, für Duchenne de Boulognes *Mécanisme de la physionomie*

humaine in der Frühzeit der Fotografiegeschichte,³⁸ die Experimente mit sogenannten Kompositfotografien von Batut, Galton und anderen gegen Ende des 19. Jahrhunderts, die fotografischen Experimente von Marey und schließlich den Einsatz der Fotografie für Verfahren des Taylorismus durch Gilbreth in der Zeit um 1920. Diverse weitere Positionen sind im 20. Jahrhundert anzuführen: Bertillons Anthropometrie und Sanders *Antlitz der Zeit* sowie sein Projekt "Menschen des 20. Jahrhunderts" sind Versuche, ausgehend von Einzelaufnahmen ein umfassendes visuelles Kompendium zu erstellen, das studiert werden kann und soll. Ähnliches gilt für diverse serielle Projekte wie diejenigen von Bernd und Hilla Becher oder andere fotografische Langzeitstudien. In diesen Zusammenhang gehören Serien zu anthropologischen Zwecken und im Kontext der Naturwissenschaften. Entscheidend ist hierbei, dass die Fotografie, ausgehend von konkreten theoretischen Vorgaben, als Verfahren eingesetzt wird, das serieller Natur ist und bei dem das Individuum wie auch die einzelne Aufnahme erst durch ihre Positionierung im jeweiligen Kontext ihre Bedeutung erhält.

2. Ästhetik der Normalisierung

Neben den theoretischen spielen ästhetische Vorgaben eine entscheidende Rolle. Allerdings soll es hier weniger um die Frage ästhetischer Normen im Sinne von Ausdrucksformen gehen als vielmehr um die höchst konkreten Dispositive, die Einzelbilder in ein Raster einfügen. Im Mittelpunkt stehen daher nicht Stile bestimmter Schulen (z.B. des Piktorialismus, der Dokumentarfotografie, der Düsseldorfer Schule usw.), sondern materiell-technische Dispositive. Um ein Beispiel herauszuheben: Das Fotoalbum ist seit Mitte des 19. Jahrhunderts die am weitesten verbreitete Form, Einzelbilder in eine Serie einzufügen. Nun gehorchen Fotoalben aber bestimmten Vorgaben und versuchen auf sehr unterschiedliche Art und Weise, Geschichte und Geschichten zu erzählen. Was sind die konkreten Vorgaben, die sich hier herausgebildet und verändert haben? Das wäre eine der zentralen Fragen. Fotoalben normieren Bilder und geben eine Form vor, in die sie einzufügen haben – technisch (weil die Schlitze nur bestimmte Formate zulassen), aber auch inhaltlich (da die Seiten oft bedruckt sind und auch die Ordnung der Bilder vorbestimmen).

Es gibt zahlreiche weitere solcher ästhetisch normierenden Formen: Stereophotographien (die zumeist als Serien erschienen), Serien von Glaspositiven für die Projektion, Archivaufnahmen, Pressefotografien (die bestimmten Vorgaben zu folgen haben), wissenschaftliche Aufnahmen, aber auch aktuelle *social media*.

3. Figuren der Normalisierung

Der dritte Bereich soll eine Verbindung zwischen den beiden ersten herstellen. Nun stehen die Figuren der Normalisierung im Mittelpunkt, d.h. die konkreten Erscheinungsformen, die von den einzelnen Projekten favorisiert werden. Das kann etwa die Linie sein, die eine Abstraktion gestattet, aber auch das Archiv mit seinem jeweiligen Ordnungsprinzip; die Vorgaben der Serien, die Überblendung, aber auch die Montage. In diesen Kontext gehören dann auch zentrale Formen der fotografischen Normalisierung wie etwa die Narrative der Presse- und Dokumentarfotografie, fotografische Aufträge seitens einzelner Staaten oder Institutionen.

2.6 Das Reale zwischen Selbstbehauptung und Verschwinden in dokumentarfilmischen Praktiken (Ursula von Keitz)

³⁸ Paris 1876. Im Netz verfügbar unter: <http://vlp.mpiwg-berlin.mpg.de/library/data/lit38953>.

Bereits seit ihren Anfängen kreist die Dokumentarfilmtheorie – darin wesentlich Voraussetzungen wie auch Dilemmata der Ästhetik des (literarischen) Realismus aufgreifend – um das Verhältnis zwischen (naturalistisch aufgefasster) technischer Abbildlichkeit und jenem Anteil, den Gestaltungsprozesse am und mit dem gedrehten Material am referentiellen Bezug des Dokumentarfilms zur Wirklichkeit haben. John Griersons und Dziga Vertovs Grundlegungen der Dokumentarfilmtheorie betonen den künstlerischen Eigenwert der Gattung in der Differenz zu den ersten, das Frühe Kino prägenden Formen nicht-fiktionaler filmischer Praxis. Dieser Eigenwert, der erst die Form des Dokumentarfilms im emphatischen, reflektierten Sinne konstituiert und seinen (durchaus mitgedachten) Kunstwert ausmacht, besteht mit Grierson im „creative treatment of actuality“. Damit tritt die autorschaftliche Rolle des Filmemachers, seine Darstellungsabsicht in den Mittelpunkt. Es ist nicht allein das fotografische Paradigma, d. h. die Kombination von ikonischem und indexikalischem Zeichencharakter, auch sind es nicht die Erscheinungsformen der profilmischen Realität, die das dokumentarische Bild qua erlernter Konvention vom Bild eines Spielfilms unterscheiden. Konstitutiv für das Genre ist vielmehr die Montage, insofern sie die Referenzdimension dokumentarfilmischer Bilder wesentlich erweitert: Zum einen durch das Einziehen eines *editing space*,³⁹ durch den – analog zum Spielfilm – ein virtueller dokumentarischer Filmraum entsteht, zum anderen durch die Abkehr von Modi der Anordnung des gedrehten Materials, die der dargestellten Welt „einfache“ Kontinuität und Homogenität verleihen. Das bedeutet indes nicht, dass die Konstruktion die Abbildlichkeit und Eindringlichkeit des filmischen Bildes (in der Epoche des fotografischen Trägers) als primäre Referenz- und Repräsentationsmodi vorfilmischer Zeit- und Bewegungs- bzw. Handlungsabläufe jenseits inszenierter Wirklichkeit hinterginge oder aufzehrte. Die Filmkamera bleibt ein Instrument des erweiterten Sehens des Menschen, der Filmemacher Zeuge oder auch Provokateur einer ihm und seiner Kamera ko-präsenten vorfilmischen Wirklichkeit.

Vom „Einbruch des Realen“ kann beim Dokumentarfilm schon deswegen nicht die Rede sein, weil eine der legitimatorischen Basispostulate dokumentarischen Arbeitens *sui generis* das Aufsuchen nicht nur fremder und ferner, mithin den Genuss des Exotischen bietender, sondern gerade solcher Wirklichkeitsräume war und ist, die sich (vor allem auch akustisch!) als schockhaft, grausam, gewaltsam, a-zivilisatorisch präsentieren. Den Bildern (und Tönen), die in einer von Fremde und Ferne, Gewalt und Grausamkeit durchdrungenen (aber durchaus auch im jeweils „eigenen“ geographischen Binnenraum situierten) Wirklichkeit aufgezeichnet wurden, eine filmische Form zu verleihen, war und ist eine der großen Herausforderungen dokumentarfilmischen Arbeitens. Der Anspruch auf formalästhetische Reflexion unterscheidet die Gattung von massenmedial (v. a. aktuell durch das Internet verbreiteten) videografischen Momentbeobachtungen von gleichwohl oft hoher politischer Brisanz und Wirksamkeit.⁴⁰

Die Koordinaten des klassischen Dokumentarismus haben sich aktuell in vielfacher Weise verschoben: einerseits in Relation zum Spielfilm, da seit etwa Mitte der 1990er Jahre deutliche Konvergenzen hinsichtlich Narration und Dramaturgie zu konstatieren sind. Andererseits durchmischen sich (wesentlich vom Fernsehen forciert) dokumentarische Aufnahmepraktiken und fiktionale Nachinszenierung historisch absenter Ereignisse, zu denen kein zeitgenössisches Archivmaterial vorliegt (oder keines, das die Perspektive eines dokumentarfilmischen Akteurs, z. B. Zeitzeugen, wiedergeben würde) in den letzten beiden Jahrzehnten zunehmend. Diese Praxis bestimmt zumal das Feld „Geschichte im Fernsehen“ und reicht bis zur durchinszenierten Doku-Dramatik bzw. Doku-Fiction – spielfilmischen Formen, deren Drehbücher auf historischen

³⁹ Vgl. David Bordwell, *Narration in the Fiction Film*, London 1986.

⁴⁰ Beispiele wären die Handy-Videos der Protestaufstände auf dem Tahrir-Platz in Kairo, die auf YouTube hochgeladen wurden, die Videos aus Hühnerställen, die die tierquälerischen Praktiken von Legehennenhaltung zeigen, aber auch die Videos eines „embedded journalism“ im 2. Irakkrieg.

Quellen basieren. Die Transformationen des Dokumentarischen betreffen zudem verschiedene Ebenen filmischer Ästhetik: Mediale Hybridität stellt sich aktuell nicht nur als Semidokumentarismus, Docufiction, *re-enactment*, *scripted reality* oder Infotainment dar – in Subgenres und ästhetischen Formationen, die teils bis in die 1920er Jahre zurückreichen –, sie erfasst zunehmend auch das filmische Bild selbst: Neben den nahezu unbegrenzten Manipulations- und Retouche-Möglichkeiten, die der digitalen Postproduktion zu Gebote stehen und die dem Filmbild eingeschriebene Authentizität der Ko-präsenz von Filmemacher und vorfilmischem Akteur respektive Objekt fragil und kontingent werden lassen, eröffnet die (Zeichentrick-) Animation im neueren Dokumentarfilm völlig neue Referenzverhältnisse, wie z.B. der Film *Waltz with Bashir* (2008) erhellt. Als filmische Form steht die Anima-Doc regelrecht in Opposition zur gleichsam graviden, unlösbaren Referenz von dokumentarischem Bild und vorfilmischer Wirklichkeit.

Eröffnet sich für die systematische Erforschung und Reflexion derartig komplexer Referenzverhältnisse zwischen Film und Wirklichkeit ein ebenso breites Feld wie für die Analyse von innerfilmischen Formen der Neuaushandlung des „dokumentarischen Kontraktes“ (i.S. des semiopragmatischen Ansatzes R. Odins), so betreffen die Transformationen schließlich auch einen zentralen Sujet-Komplex des neueren Dokumentarfilms (zumindest in Deutschland): die Beobachtung des Verschwindens weiter Seinsbereiche der Alltagswelt nämlich, insofern diese seit Anbeginn des Films klassische Darstellungsgegenstände der dokumentarischen Kamera in den Industrieländern bilde(te)n. Das Sujet des Schwindens betrifft weite Felder der sozialen Realität: die menschliche Arbeit und deren Sichtbarkeit (i.e. von Prozessen der Umwandlung von Materie im marx'schen Sinne) ganz allgemein; die Natur; die städtische Topographie und ihre Institutionen etc. Verlust und Verschwinden von Phänomenen der Alltagsrealität bilden seit den 1970er Jahren (Stichwort: Krise der Schwerindustrie, Abbau von Industrieanlagen, Auslagerung von Industrie-Arbeitsplätzen, Abstraktion qua Computerisierung etc.) wesentliche Sujets des Dokumentarfilms, der damit vielfach eine melancholische Attitüde gewinnt. Hierin nähert sich der Dokumentarfilm stark Haltungen des späten literarischen Realismus am Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland an. Nicht das Iterative der Alltagsvollzüge (z.B. im wirklichkeitserschließenden Porträt funktionierender Institutionen wie noch in der Hochphase des *direct cinema*), sondern das teils unwiederbringlich Zuendegehende steht im Fokus und löst eine detektivische Suche aus. Schließlich gewinnen, wie in der Langzeitbeobachtung *24 Stunden Berlin* (2010), scheinbar banale Alltagsvollzüge wie z.B. das heimische Bad, der Weg zur Arbeit, der Weg nach Hause etc. dokumentarische Signifikanz, weil, so scheint es, kein einziger dieser Lebensvollzüge (zumindest in bestimmten sozialen Milieus) mehr selbstverständlich ist; sie stellen sich vielmehr als individuelle menschliche Leistung dar, eine Ordnung im Alltag aufrecht zu erhalten.

2.7 Die Wiederkehr der Erfahrung (Aleida Assmann)

Erfahrung, so lautet eine Definition von Reinhart Koselleck, „ist gegenwärtige Vergangenheit, deren Ereignisse einverleibt worden sind und erinnert werden können.“⁴¹ In dieser Bedeutung hat der Begriff in der Diskursgeschichte des 20. Jahrhunderts eine wechselvolle Geschichte hinter sich. Ganz allgemein gesprochen hat Erfahrung etwas mit der Möglichkeit akkurater und wahrheitssichernder Beobachtung zu tun. Diese wird nicht nur durch den kontrollierten Aufbau von

⁴¹ Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt/M. 1979, S. 35.

Experimenten in wissenschaftlichen Versuchsanordnungen gewonnen, sondern auch durch persönliches Erleben der kontingenten Realität des Alltags und der Geschichte. Im ersten Falle befindet sich der Beobachter in sicherer Distanz zum Geschehen, das er beobachtet; im zweiten Falle ist er Beobachter und Protagonist zugleich, was die Bedingungen der Wahrnehmung, ihrer Bewahrung und späteren Verarbeitung grundsätzlich verändert.

Der Begriff der Erfahrung hat aber in der Moderne noch eine andere Seite. Er bezeichnet nicht nur eine Form anerkannten intersubjektiven Wissens, die etwas mit Lernen-durch-Handeln bzw. mit bestimmten Lehren aus der Geschichte zu tun hat, sondern auch eine spezifische Bewusstseinsform, die mit einem rein subjektiven, im Subjekt verkörperten Wissen einhergeht, das absolut individuell und unaustauschbar ist. Die moderne Geschichte des Erfahrungsbegriffs ist teleologisch auf diesen subjektiven, mit Gefühl und individuellem Erleben angereicherten Bewusstseinszustand ausgerichtet; er zielt auf ein Ideal authentischer Wahrheit und Unmittelbarkeit ab. Dieser Erfahrungsbegriff ist indessen Gegenstand dekonstruktiver Analysen geworden, die das mit ihm verbundene Konzept von Subjektivität als eine materielle, ökonomische, soziale und historische Konstruktion bloßgelegt haben.

Neue Perspektiven, die sich weder in einer solchen Mystik der Erfahrung noch in ihrer Dekonstruktion erschöpfen, haben sich inzwischen im Kontext einer neuen Erinnerungsliteratur ergeben, die sich auf Schlüsselereignisse der historischen Realität bezieht und dabei den Anspruch erhebt, vergessene Dimensionen der historischen Erfahrung zurückzugewinnen. Entscheidend ist dabei allerdings, dass sich diese Erfahrung allererst in der Trias von Erleben, Erinnern und Erzählen konstituiert, die fortan als ihre notwendigen psychologischen Vermittlungsformen und sozialen Rahmenbedingungen mitgedacht werden. Erfahrung wird also nicht mehr nur als ein rein verkörpertes Wissen aufgefasst, sondern zunehmend auch als ausgedehnter Gegenstand der Formung, Deutung und (Nach)Bearbeitung, der von den Voraussetzungen persönlichen Erlebens und sozialer Weitergabe affiziert wird.

Im Zwischenreich zwischen Historiographie und Literatur ist inzwischen eine Form der Zeugenliteratur entstanden, die sich auf persönliche Erfahrung stützt und mit einem historischen Wahrheitsanspruch ausgestattet ist. Dieser Geltungsanspruch ist der Zeugnisliteratur nicht von der historischen Zunft verliehen worden, sondern in der Gesellschaft ausgehandelt worden. Diese erkennt die Faktizität der Zeugenliteratur inzwischen für solche Bereiche an, die wichtige historische Ereignisse darstellen, die von der Geschichtswissenschaft z.T. gar nicht dokumentiert wurden oder dokumentiert werden können.⁴²

Erinnern, so lautet der Konsens der Gedächtnisforschung, geht stets von der Gegenwart aus, und damit kommt es unweigerlich zu einer Verschiebung, Verformung, Entstellung, Umwertung, Überschreibung, Erneuerung des Erinnerten zum Zeitpunkt seiner Rückrufung. Trotz dieser konstruktivistischen Prämisse wird an der historischen Referenz und damit auch an dem Erfahrungsbegriff jedoch durchaus festgehalten, was die Erinnerungsliteratur im Rahmen der gängigen Fiktionstheorie zu einem interessanten Zwitter macht. Entgegen der pessimistischen Diagnose, „dass mit zunehmender Medienrezeption ein immer größerer Verlust an verlässlicher

⁴² Themen wie zum Beispiel bestimmte Aspekte der Geschichte der Sklaverei, der Kolonialisierung, des armenischen Genozids oder des Gulag haben aus unterschiedlichen Gründen noch keinen gesicherten Status in der Fachwissenschaft. Unter solchen Bedingungen kommt die Literatur oftmals der Geschichtsschreibung zuvor und übernimmt auch noch deren Aufgabe der Etablierung historischer Fakten und Wahrheitssicherung.

Eigenerfahrung verbunden ist⁴³, ist in der Erinnerungsliteratur eine Wiederentdeckung des Erfahrungsbegriffs zu beobachten, die zu ganz neuen Verschränkungen von Fiktionalität und Faktizität, Inszenierung und Authentizität geführt hat. All das hat in einem weiteren Horizont mit einer veränderten historischen Sensibilität und dem neuen ethischen Paradigma der Menschenrechte zu tun. Seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert ist es in post-traumatischen und post-kolonialen Kontexten zu einer Aufwertung von Erinnerung und Zeugnis als einer persönlichen, sozialen, politischen und kulturellen Kategorie gekommen. Mit der Entwicklung dieser neuen Erinnerungskultur wurde der Erfahrungsbegriff zugleich rehabilitiert und umgebaut. Die Begriffe des Erlebnisses und der Erfahrung wurden dabei aus ihrer westlich subjektiven Tradition gelöst und im Zeichen der Anerkennung kollektiver identitätsprägender Erfahrungen neu in ihre Rechte eingesetzt – in der Literatur, im Film und nicht zuletzt im Museum.

2.8 Das Reale der Gewalt (Kirsten Mahlke)

Eine der dominierenden Erfahrungen der Moderne ist die massive, staatlich sanktionierte Gewalt (Repression, Folter, Mord), deren raumzeitliche Dimension weit über die eigentlichen Gewaltakte hinausreicht. Genozide und andere politisch motivierte massenhafte Gewaltverbrechen des 20. Jahrhunderts manifestieren sich in einer jahrzehntelangen Aufarbeitungsgeschichte vor allem in negativer Form, nämlich durch die ungeheuren Lücken, die sie hinsichtlich materieller Evidenzen hinterlassen: durch Mangel an Beweisen in Prozessen um Menschenrechtsverletzungen, fehlende corpora delicti, vernichtete Akten, verschwundene oder in Massengräbern verscharrte Leichen. Das Reale der Gewalt überschreitet – nicht nur im Trauma der Überlebenden und Augenzeugen – sowohl intergenerationelle als auch politische, physische und psychische Grenzen. Im Forschungsfeld „Das Reale der Gewalt“ sollen kulturwissenschaftlich relevante Fragen behandelt werden, die sich im Zusammenhang der juristischen, historischen und biografischen Aufarbeitung von Gewaltregimes stellen.

Das Forschungsfeld kann in folgende Bereiche aufgeteilt werden:

(1) Aporien des Realen: Subjektivität und Wahrheitsanspruch

Wenn Erinnerungen in Form von Zeugenaussagen oder autobiografischen Erzählungen die einzigen Repräsentationen des Realen sind, gerät die juristische und psychologische Grundannahme, dass subjektive Erinnerungen täuschen können, zum ethischen Dilemma. Können absoluter Wahrheitsanspruch – ein in den ästhetischen Theorien der Postmoderne auch im Hinblick auf die Repräsentation historischer Ereignisse angezweifelt, wenn nicht verabschiedetes Postulat – und Subjektivitätsvorbehalt in einer nicht wechselweise ausschließenden Weise behandelt werden (vor Gericht, in der Literaturkritik, im sozialen Umgang)?

(2) Genom und Identität

Ein besonders schwerwiegendes Verbrechen gegen die Menschlichkeit besteht in der erzwungenen Adoption von Kindern, die ideologische Ziele mit dem Mittel gefälschter Filiationen verfolgt. Sie hat zur Folge, dass die Betroffenen durch Herausgerissen-Werden aus ihrer Herkunftsfamilie ihre Position im Verwandtschaftssystem und damit ihre soziale Identität einbüßen. Im Fall einer späteren juristischen Aufarbeitung avancieren im Gegenzug biologische

⁴³ Hans Georg Soeffner, Die eilige Allianz: Terrorismus und Medien, in: Antje Gunsenheimer (Hg.), Grenzen, Differenzen, Übergänge. Spannungsfelder inter- und transkultureller Kommunikation, Bielefeld 2007, S. 77-92.

Merkmale auf anachronistische Weise zum Kernpunkt der Auseinandersetzung – so in Argentinien nach der Diktatur, wo Angehörige ein „Recht auf Identität“ gegenüber ihren jüngeren Blutsverwandten geltend machen können. DNA und Blut werden zu den einzig anerkannten Realitätsmarkern für die Zuschreibung von Identität erhoben. Als rein biologische Tatbestände geraten sie in einen Zielkonflikt zwischen dem Recht auf Privatsphäre und dem sozialen Anliegen der Verbrechensaufklärung. Welche Folgen hat die Reduktion des Identitätsbegriffs auf das Genom in Selbsterzählungen, die modellhaft in *soap operas* der glücklichen Familienzusammenführung vorgeführt werden? Welche Reaktionen ergeben sich daraus für postmoderne Identitäts- und Familienkonzepte?

(3) Gewaltästhetik zwischen Faszination und Empathie

Narrative der Gewalt, fotografische und filmische Darstellungen von Gewalterfahrungen sind einer ambivalenten ästhetischen Erfahrung durch ihre Rezipienten ausgesetzt: Sie stehen zwischen dem ethischen Anspruch, Empathie zu erwecken, und der menschlichen Lust am dargestellten Schrecklichen. Aristoteles' *Poetik* beschreibt dies als Erfahrungstatsache im Kapitel über die Gründe für die Nachahmung lapidar (Kapitel 4, v 1448): „Denn von Dingen, die wir in der Wirklichkeit nur ungern erblicken, sehen wir mit Freude möglichst getreue Abbildungen, z.B. Darstellung von möglichst unansehnlichen Tieren und von Leichen.“ Selbst und gerade wenn – wie in Reality Shows – das Leiden offenkundig und erklärtermaßen real stattfindet und stattfinden *soll*, ist die mediale Rahmung dazu angetan, den darstellerischen Aspekt zu betonen. Gibt es ästhetische Bedingungen der Empathie? In welchem Verhältnis stehen massenmediale Aufbereitung von Gewaltästhetik, ethisch-normativen gesellschaftlichen Selbstvergewisserungen und Langeweile?

(4) Genrefragen: Reales im Genre des Realismus oder an dessen Grenzgebieten?

Seit Längerem sind Gewalterfahrung und Trauma Gegenstand von Überlegungen, die auf die aporetische Struktur ihrer Repräsentation abheben: Das grenzenlos Schreckliche kann nicht in Worten/Bildern dargestellt werden, wodurch die Kapazitäten der realistischen Erzähltradition grundsätzlich in Frage stehen. Stattdessen ist ein über die Disziplinengrenzen proliferierendes Interesse an Phantasmen und spektralen Phänomenen zu beobachten – liminale Kategorien, die (vor allem seit Derridas *Spectres de Marx*) in die Zwischenräume zwischen dem Sagbaren und dem Unsagbaren getreten sind und die auch zwischen den Dimensionen von Ethik und Ästhetik vermitteln. Als zwielichtige Erscheinungsweisen des Realen können sie empfunden, erahnt, beschworen, aber nicht begriffen, beschrieben oder erfasst werden kann; sie finden ihre mimetische Entsprechung allein in Figuren des raumzeitlich Unbestimmten. Die Gattungsgrenzen zwischen dem Fantastischen und dem Realistischen werden fließend und unsicher, wie schon Rosemary Jackson herausgearbeitet hat.⁴⁴ Dies wirft kulturtheoretisch brisante Fragen nach den Mechanismen kollektiver Realitätsverleugnung auf.

2.9 Ontologien des Sozialen (Thomas G. Kirsch)

In jüngster Vergangenheit hat sich auch die Ethnologie für Fragen der Ontologie interessiert.⁴⁵ Mit kulturvergleichendem Blick auf unterschiedliche Kosmologien wird davon ausgegangen, dass

⁴⁴ Rosemary Jackson, *Fantasy. The Literature of Subversion*, London 1981.

⁴⁵ Philippe Descola, *Jenseits von Natur und Kultur*, Frankfurt/M. 2011; Martin Holbraad, *Truth in Motion: The Recursive Anthropology of Cuban Divination*, Chicago 2012; Eduardo Viveiros de Castro, *Cosmological Deixis and Amerindian Perspectivism*, in: *The Journal of the Royal*

wissens- und repräsentationstheoretische Ansätze kein hinreichendes Erklärungspotential für die tiefgreifende Verschiedenheit kultureller Lebenswelten bereit halten. Vielmehr sei soziokulturelle Alterität ein Effekt von differenten Perspektivierungen, die eben nicht nur Wissensbestände oder Repräsentationspraktiken betreffen, sondern signifikante Unterschiede in den verkörperten "Gesichtspunkten" (Viveiros de Castro), von denen her die jeweiligen Akteure ihre Welt wahrnehmen und Weltbezüge herstellen.

In der zweiten Förderphase des Graduiertenkollegs werden Grundideen dieses *ontological turn* aufgegriffen, um sich anhand ethnographischer Befunde gegenwärtiger Gesellschaften aus verschiedenen Regionen der Welt der Frage zu widmen, auf welchen Ontologien die Möglichkeit von 'Sozialität' in diesen Gesellschaften jeweils aufruhet. Als Ausgangspunkt dient dabei die Beobachtung, dass wissenschaftliche und nicht-wissenschaftliche Theoretisierungen des Sozialen (implizit oder explizit) von der Existenz bestimmter empirischer Gegebenheiten ausgehen, denen sozial zentripetale oder -fugale Eigenschaften zugeschrieben werden und die in den entsprechenden Theoretisierungen folglich als prätheoretische – das heißt auch: ontologische – Voraussetzung für Sozialität bzw. Dissozialität gesetzt werden. In der Geschichte der Kultur- und Sozialwissenschaften waren solche Gegebenheiten unter anderem 'Kultur', 'Sprache', 'Emotion', 'Trieb', 'Rationalität', 'Konflikt', 'Gewalt' und 'Macht'. Ein Vergleich mit Gesellschaften der Vormoderne und des globalen Südens zeigt jedoch, dass diese Ontologien keine transversale Gültigkeit beanspruchen können. So bleibt beispielsweise Emil Durkheims Analyse der kollektiven Effervescenz in der rituellen Konstitution mechanischer Solidarität für die Mitglieder derjenigen Gesellschaften unverständlich, bei denen 'Emotion' nicht zum Gegebenen gehört.⁴⁶

Diese bislang vorwiegend in der internationalen Ethnologie geführte Diskussion soll in den deutschsprachigen Wissenschaftskontext eingebracht und unter anderem dadurch substantiell erweitert werden, dass nicht nur 'traditionale' Gesellschaften des globalen Südens, sondern auch spät- bzw. postmoderne Gesellschaften des industrialisierten Nordens in den Blick kommen. Das Forschungsfeld im Graduiertenkolleg kann auf meine empirischen und theoretischen Vorarbeiten zurückgreifen und steht mit seiner Ausrichtung auf Fragen der sozialen Integration/Desintegration in engem inhaltlichem Zusammenhang mit dem Konstanzer Exzellenzcluster.

Vorgesehen ist eine Fokussierung auf folgende thematische Bereiche:

(1) Soziospirituelle Gemeinschaften

Analog zu einem prominenten Zugriff in der Akteur-Netzwerk-Theorie, bei dem das analytische Interesse den kettenbildenden Assoziationen zwischen 'gesellschaftlichen' und 'natürlichen' Elementen gilt,⁴⁷ beruht das Konzept der "soziospirituellen Gemeinschaften" auf der heuristischen Symmetrisierung von sozialer und spiritueller *agency*.⁴⁸ Es erlaubt es, die in den Kosmologien

Anthropological Institute 4 (3) 1998, S. 469-488; ders., *From the Enemy's Point of View: Humanity and Divinity in an Amazonian Society*, Chicago 1992.

⁴⁶ Siehe zum Beispiel Catherine Lutz / Geoffrey M. White, *The Anthropology of Emotions*, in: *Annual Review of Anthropology* 15 (1986), S. 405-436.

⁴⁷ Michel Callon, *Some Elements of a Sociology of Translation: Domestication of the Scallops and the Fishermen of St. Brieuc Bay*. In: *Power, Action and Belief. A New Sociology of Knowledge?*, hg. von John Law, London 1986, S. 196-233; Bruno Latour, *Wir sind nie modern gewesen: Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt/M. 2002.

⁴⁸ Zum Konzept der „soziospirituellen Gemeinschaft“, siehe: Thomas G. Kirsch, *Pneumatologie und die Konstituierung soziospirituelle Gemeinschaften*, in: Sonderband 53 der *Kölner Zeitschrift für*

vieler Gesellschaften ontologisch verankerte Verflechtung von sozialen und spirituellen Kräften (z.B. Ahnengeister, Fremdgeister, der Heilige Geist) in die Betrachtung einzubeziehen, um auf diese Weise die Möglichkeitsbedingungen und Formen der Konstituierung religiöser Gemeinschaften herauszuarbeiten.

(2) Kulturvergleichende Perspektiven auf die Ontologie des Bösen

Die weltweit zu beobachtenden rapiden Transformationsprozesse, die zur Verschärfung sozio-ökonomischen Ungleichheiten und zu soziopolitischen Verwerfungen geführt haben, werden begleitet von einer erhöhten, auch massenmedial vermittelten Aufmerksamkeit auf Fragen der Moral. In diese Debatten ist oft eine Auseinandersetzung mit der Frage eingelagert, wie das als moralisch verwerflich empfundene Handeln mancher sozialer Akteure (z.B. Diktatoren, Vertreter des Casino-Kapitalismus) erklärt werden kann – in anderen Worten: wo der Ursprung und die Begründung 'des Bösen' zu suchen ist. Eine kulturwissenschaftlich-ethnologische Beschäftigung mit derartigen Ontologien des Bösen – zum Beispiel in Bezug auf Gewalt und Kriminalität, aber auch Hexerei und neokoloniale Ausbeutungsstrukturen – verspricht interessante kulturvergleichende Einblicke in Ursprungsideen amoralischen Handelns.

2.10 Erzählerische Organisation von Nichtwissen (Albrecht Koschorke)

Dass Wirklichkeit nicht einfach gegeben ist, erweist sich in einer für die soziale Praxis höchst relevanten Weise überall dort, wo die Notwendigkeit besteht, einen Zukunftsbezug herzustellen. In jede Gegenwart ragt eine Zukunft hinein, die sich aber erst herausstellen wird, weshalb die Vergewisserung über das Vorhandene unvollständig und vorläufig bleibt. Da Zukunft nur im Modus eines ungesicherten Gedankenexperiments antizipiert werden kann, gewinnt im Rückschluss auch die Wahrnehmung der Gegenwart hypothetische, ja fiktionale Züge. Je stärker das Bedürfnis nach planerischer Kontrolle von Zukunftsentwicklungen ist, desto größere Bedeutung kommt diesem fiktionalen Element zu. Dies gilt in besonderem Maß für die Moderne, die als eine Epoche beschrieben werden kann, die von Vergangenheitsreferenz auf Zukunftsreferenz umgestellt hat. Umso wichtiger wird es, das potentiell Kommende bereits in die Diagnose des Ist-Zustands ‚einzupreisen‘. Daraus ist eine eigene Textgattung hervorgegangen: das *Szenario*.⁴⁹ Inzwischen entwerfen sich ganze Wirtschaftszweige in ihren Kalkulationen auf derartige Szenarien hin – allen voran die Versicherungswirtschaft, die vor der paradoxen Herausforderung steht, über den Bereich der normalen statistischen Verteilungswahrscheinlichkeit von Ereignissen hinaus auch die *unvorhersehbaren Risiken* ins Kalkül zu ziehen. In dem Maß, in dem Entscheidungen heute den Zustand der Welt von morgen präjudizieren, wird diese paradoxe Disposition in allen gesellschaftlichen Handlungsräumen bemerkbar. Prägnant hat deshalb Ulrich Beck die spätindustrielle Gesellschaft im ganzen als „Risikogesellschaft“ beschrieben.⁵⁰

Zukunftssimulationen besitzen einen eigentümlichen ontologischen Status. Sie stellen eine *zukünftige Gegenwart* vor Augen und machen auf diese Weise die *gegenwärtige Zukunft* zu einem Realitätsfaktor von eigenem Rang.⁵¹ Denn die prognostizierte Wirklichkeit der Szenarien übt, sofern diese nur hinreichend Beachtung finden, unmittelbaren Einfluss auf Realitätseinschätzungen der Gegenwart aus – unabhängig

Soziologie und Sozialpsychologie (2013), hg. von Matthias König und Christof Wolf.

⁴⁹ Ute Tellmann, Sven Opitz, Katastrophale Aussichten. Gegenwärtige Zukunft in Recht und Ökonomie, in: Leon Hempel, Susanne Krasmann, Ulrich Bröckling (Hg.), Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert, Leviathan Sonderheft, Jg. 25 (2009), S. 27-52.

⁵⁰ Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M. 1986. – Ders., Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit, Frankfurt/M. 2007.

⁵¹ Zur Unterscheidung zwischen „zukünftiger Gegenwart“ und „gegenwärtiger Zukunft“ s. Elena Esposito, Die Zukunft der Futures. Die Zeit des Geldes in Finanzwirtschaft und Gesellschaft, Heidelberg 2010, S. 22ff und passim.

davon, ob sich die Vorhersagen später bewahrheiten oder nicht. Auch wo sie sich einen rein technischen Anschein geben und als nüchterne Modellrechnungen präsentiert werden, arbeiten solche Szenarien in der Auswahl und Gewichtung der in die Rechnung aufgenommenen Variablen mit dem Verfahren der Extrapolation: Sie übertragen Plausibilitäten, die für die jeweilige Jetztzeit gelten, auf ein Bild künftiger Verhältnisse, das in einer letztlich zirkelschlüssigen Bewegung steuernd auf die Handlungsmaximen aktueller Akteure einwirkt. In dem Bemühen, die unter Umständen katastrophalen Folgen technischen Fortschritts reflexiv unter Kontrolle zu halten, sind solche Prognostiken notwendig und legitim. Ein historischer Rückblick auf die imaginierten Zukünfte vergangener Zeiten erweist aber nicht nur die erheblichen Fehlermargen, mit denen zu rechnen ist, sondern auch die große Nähe zwischen Prognostik und literarischer Fiktion. In Literatur, Film und anderen fiktionalen Hervorbringungen entwerfen sich Gesellschaften im Hinblick auf ihren Möglichkeitshorizont; umgekehrt machen, oft uneingestandenermaßen, auch wissenschaftlichen Modellszenarien von poetischen beziehungsweise narrativen Verfahren Gebrauch.

Aus all diesen Gründen sind Zukunftssimulationen ein so akutes wie ergiebiges kulturwissenschaftliches Forschungsgebiet. Es gibt indessen noch einen allgemeineren Grund, sich mit ihnen im Hinblick auf die Frage des Realen zu befassen. Sie lassen nämlich auf exemplarische Weise deutlich werden, dass sich Realität nicht nur im Modus des Wissens, sondern auch des Nichtwissens konstituiert. Nur ein kleiner Bruchteil dessen, was man gemeinhin für Wirklichkeit hält, stützt sich auf positives Wissen im strengen Sinn. Bei genauerem Hinsehen ist die sozial geteilte Realität ein Konglomerat aus Augenschein, regulativen Fiktionen, Hörensagen und der Bereitschaft zu glauben, was die anderen glauben – ganz abgesehen von der Rolle, die Verleugnung und Ignoranz bei der Herstellung einer kollektiv tragbaren Wirklichkeitskonvention spielen.

Der skizzierte Forschungsschwerpunkt steht im Kontext einer Allgemeinen Erzähltheorie, deren Umriss in Buchform vorliegen.⁵² Er nimmt Impulse aus gemeinsamen Lektüren des Graduiertenkollegs im Jahr 2011/12 und aus Gastvorträgen von Birger Priddat, Elena Esposito und Eva Horn in Konstanz auf. Zudem schlägt er eine Brücke zu dem Forschungsfeld ‚Praktiken des Wissens und Nichtwissens‘ innerhalb des Exzellenzclusters. Thematisch eignet er sich auch für sozialwissenschaftliche Expertisen, hat aber in Hinsicht auf die Methodologie einen literaturwissenschaftlichen Kern: erstens weil literarische Texte in besonderer Weise über die Konstruktionsbedingungen von Wirklichkeitsszenarien Auskunft geben; zweitens weil der gesellschaftliche Umgang mit Nichtwissen nur im Rahmen einer übergreifenden kulturellen Poetik tiefergehend analysiert werden kann.

⁵² Albrecht Koschorke, Wahrheit und Erfindung, a.a.O.